



57

DEZEMBER 1961

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ



Strahlende Kinderaugen spiegeln das warme Licht der Weihnachtskerzen wider. Voller Erwartung ist jetzt die Zeit, die Groß und Klein in ihren verzaubernden Bann zieht.

Foto: Thielbeer

Hans Stumpf 104 Mitarbeiter oder „Nummer“?

Prof. Dr. Max Taut 106 Auch „Massen“wohnungen

brauchen Atmosphäre

Charlotte Schönfeldt 108 Küchen aus eigener Werkstatt

— modern und preiswert

* 109 Der gute Tip für die Hausfrau

* 112 Vom Schenken

* 117 Wenige Stunden vor

Jahresende

* 118 Jubilare blieben jung

Jürgen Fränzel 120 Wohin der Wind sie trieb

* 125 Man müßte nochmal siebzehn

sein

* 126 Der Melancholiker

Wolfgang Borchert 128 Die drei dunklen Könige

Wir könnten mehr Freizeit haben

„Ideen müßte man haben!“ Dieser Stoßseufzer ist sicher so alt wie die Menschheit selbst. Seit eh und je ist sich der Mensch seiner Unzulänglichkeit bewußt. Doch immer weiter strebt er vorwärts, macht neue Entdeckungen und Erfindungen, weil er folgerichtig beobachtet und seine Erfahrungen auswertet. „Sinnvoll arbeiten, um besser zu leben“, das ist besonders im Zeitalter der Industrialisierung und Automation das Ziel, das Millionen Menschen anstreben. Doch der Fortschritt kommt nicht von allein. Wir müssen ihn erzwingen. Wir müssen ganz einfach Ideen haben.

Ideen sind nicht das Vorrecht des Fachmannes. Sie sind oft genug Ergebnisse des Zufalles. Man muß nur aufnahmebereit sein und darf sich nicht scheuen, gewonnene Erkenntnisse auszuwerten. Als der berühmte Physiker und Mathematiker Isaac Newton in seinem Garten beobachtete, wie ein Apfel von einem Zweig zur Erde fiel, kam ihm die seit Jahren vergeblich erwartete Erleuchtung, die zur Aufstellung seiner umwälzenden Gravitationstheorie führte. Eine sparsame Bürgersfrau, die es ärgerte, daß ihr Mann von den Droschkenkutschern stets übervorteilt wurde, erfand den Taxameter, mit dem man den zurückgelegten Weg haargenau messen kann. Der Mann, der mit seiner fristlosen Entlassung rechnete, weil er in der Papierfabrik, die ihn beschäftigte, der rohen Masse Leim beizufügen vergaß, war bereits am nächsten Tage Millionär: Er hatte das Löschpapier erfunden.

Hunderte von Beispielen ließen sich anführen, um zu beweisen, daß unge-

Durchschnittsmenschen versuchen
die Zeit auszufüllen,
vernünftige Menschen versuchen
die Zeit zu benutzen
Schopenhauer

zählte bahnbrechende Erfindungen durch das Spiel des Zufalls geboren wurden. Aber von diesen Fortschritten soll hier nicht die Rede sein. Denn meist ist die fortschreitende Entwicklung das Ergebnis zahlreicher kleiner Verbesserungen, auf die jeder kommen könnte, der die Augen offen hält. Ein konkretes Beispiel: Von den ersten primitiven Eisenschmieden in den Hainen der Antike oder in den dunklen Wäldern des Mittelalters bis zu den monumentalen Stahlwerken der hochtechnisierten Gegenwart war es ein weiter Weg. Hunderttausende von Ideen, ungezählte Überlegungen namenloser Menschen waren nötig, ehe die riesigen Werke mit ihren gewaltigen Hochöfen, Schmiedehämmern und Stoßbänken in unglaublicher Präzisionsarbeit Millionen und aber Millionen Tonnen Stahl produzieren und verarbeiten konnten. Aus dem Holzkohlenfeuer, über dem in monatelanger Arbeit nur eine einzige Rittersrüstung entstand, hat sich eine gewaltige Industrie entwickelt, die dem Fachmann wie dem Laien in ihren Ausmaßen und mit ihren äußerst genau durchdachten Arbeitsgängen immer wieder Ehrfurcht abringt.

Nichts geschieht von selbst. Hätte niemand eine Idee gehabt, so schmiedete sich die Menschheit noch heute ihre Messer am Holzkohlenfeuer. Wir alle liefen noch in Bärenfellen herum, vorausgesetzt, daß eine entsprechende Anzahl von Bären den Jägern vor die Pfeilspitzen geriete. Durch Verbesserungen, von Menschen erdacht, hat die Industrie einen Stand erreicht, der selbst vor wenigen Jahren noch für unerreichbar gehalten wurde. Der Fort-

Foto: Horst H. Baumann

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Gustaf Bischoff (Hauptabteilung Sozialwesen) · Erscheinungsweise: sechswöchentlich · Druck: Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal · Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

schritt bewegt sich auf breiter Basis. Längst hat sich der Betrieb in unseren modernen Werken und Fabriken so sehr spezialisiert, daß sich auch der Fachmann nur noch einem Teilgebiet widmen kann. Tausend Augen aber gehen täglich gleichgültig über die Punkte im Produktionsgeschehen hinweg, die mit wenigen Handgriffen vereinfacht werden könnten. Aber da niemand es sieht, wird alles noch einige Zeit beim alten bleiben, bis dann ein Neuer kommt, daran dreht und sagt: „Ja, gewußt wo!“

Wir alle haben die Möglichkeit, auf unserem Fachgebiet das Umständliche und Zeitraubende mit geringen Mitteln zu ändern. Es müssen nicht immer weltumwälzende Verbesserungen sein, die wir erfinden sollen. Solche Eingebungen hat selbst ein Genie nur sehr selten im Leben. Aber die kleinen Dinge bieten uns ein weites Feld. Niemand wird uns auslachen, wenn ein Verbesserungsvorschlag etwa praktisch nicht ausführbar ist, oder wenn man erkennt, daß er nicht den erhofften Nutzen bringt. Wir alle sammeln unser ganzes Leben lang Erfahrungen. Auch am Arbeitsplatz. Warum sollen wir sie nicht auswerten? Aus unseren Erfahrungen werden die neuen Gedanken und Pläne geboren, von einzelnen oder von Gruppen, die zusammenarbeiten.

Aus der Erkenntnis heraus, daß zahlreiche Ideen der Werksangehörigen nur darauf warten, ernst genommen zu werden, wurde das innerbetriebliche Vorschlagswesen ins Leben gerufen. Hier kann jeder nach Herzenslust seine Vorschläge einreichen. Niemand sollte sagen: „Mir fällt ja doch nichts ein.“ Denken wir nur an den fallenden Apfel, der die Anziehungskraft der Erde deutlich machte, die vorher niemand in seine Überlegungen einbezogen hatte, oder denken wir an den Mann, der das Löschpapier erfand. Er hat im richtigen Augenblick richtig kombiniert und seine Erkenntnis ausgenutzt.

Zahlreich sind die Verbesserungen, die überall durch die Aufmerksamkeit der Mitarbeiter durchgeführt werden konnten. Auch in unserem Werk ist in der Vergangenheit auf diesem Gebiet Erfreuliches geleistet worden. Eine stattliche Reihe von Verbesserungsvorschlägen hat sich inzwischen bezahlt gemacht. Für den Betrieb und für den, der die Idee hatte. Denn es ist selbstverständlich, daß für geeignete Vorschläge angemessene Geldprämien gezahlt werden. Über die Erfolge des Jahres 1961 werden wir in der nächsten Nummer der Werkmitteilungen ausführlich berichten.

Verbesserungen bringen Geld, für den Erfinder und für den Betrieb, der damit rentabler arbeiten kann und somit auf die Dauer bessere Arbeitsbedingungen für alle schafft. Außerdem fließt auf diese Weise auch mehr Geld in die Lohntüten. Und schließlich — Rentabilität eines Betriebes sichert den Arbeitsplatz eines jeden auf lange Sicht! Ältere Arbeitnehmer werden wissen, daß die Marktlage von Quartal zu Quartal recht unterschiedlich sein kann.

Es ist alles so einfach. Nur Ideen muß man haben. Dazu gehört freilich auch, daß man ein bißchen nachdenkt. Dann bleibt der Erfolg nicht aus.

In diesem Jahr will das innerbetriebliche Vorschlagswesen die vier erfolgreichsten Verbesserer besonders auszeichnen. Insgesamt sind Preise im Wert von 2000 DM ausgesetzt.

1. Preis ist ein Tischfernsehgerät, wahlweise eine Musiktruhe oder die Finanzierung einer entsprechenden Urlaubsreise.
2. Preis ist ein Kühlschrank, ein Elektro- oder Gasherd oder die Finanzierung einer entsprechenden Urlaubsreise.
3. Preis ist eine Hoover-Teppichklopfmachine, wahlweise ein Fahrrad mit Dreigangschaltung oder die Finanzierung einer entsprechenden Urlaubsreise.
4. Preis ist eine Küchenmaschine oder die Finanzierung einer entsprechenden Urlaubsreise.

Es lohnt sich also auf jeden Fall, Ideen zu haben. Kleine Ursache, große Wirkung. Dieses bekannte Wort sollte hierher passen. Darum Augen auf und aufgepaßt! Es gibt so viele Dinge, an denen andere achtlos vorübergehen. Das Geld liegt nicht auf der Straße. Aber wer sich im Betrieb umschaute, dem wird bei einigem Nachdenken so manches auffallen, was zu ändern sich lohnt. Und wer mit der Feder nicht so umgehen kann, wie er gerne möchte, der soll sich keine Sorgen machen. Hier zählt nur der Vorschlag und sonst

nichts. Verfallen wir nicht in den — verzeihlichen — Fehler, den so viele langjährige Mitarbeiter immer wieder begehen: Sie werden durch die dauernde Beschäftigung an ihrem Arbeitsplatz „betriebsblind“, wie der Fachmann sagt. Das heißt, sie haben kein Auge mehr für die Mängel in ihrer Umgebung. Darum sollten wir aufmerksam prüfen und sachlich die Vor- und Nachteile abwägen. Und wenn wir Erfolg haben, dann winkt uns ein schöner Knistermann mehr in der Lohntüte. Wollen wir es nicht einmal versuchen?

G. B.

Mitarbeiter oder „Nummer“?

Die angespannte Lage auf dem Arbeitsmarkt bereitet den meisten Unternehmensleitungen in der Bundesrepublik nicht unerhebliche Sorgen. Die Fluktuation — das Hin- und Herfluten der Arbeitnehmer von einer Firma zur anderen — konnte bis heute weder wirksam bekämpft noch eingedämmt werden. Sie ist ein ungelöstes Problem geblieben. Die ausscheidenden Mitarbeiter klagen über zu niedrigen Lohn, schlechte Arbeitsbedingungen, geringe Chancen vorwärts zu kommen, zu lange Anmarschwege und manches andere mehr. Im Grunde genommen hat jeder etwas auszusetzen.

Man versucht die Dinge abzustellen und erzielt trotzdem nur Teilerfolge. Sicherlich sind der Verdienst oder die sozialen Leistungen, die die Firma bietet, für den einzelnen von großer Bedeutung. Aber mit den Werten dieser Größenordnung allein kann man die Mitarbeiter auf die Dauer nicht glücklich machen. Maßgebend für das Verbleiben am Arbeitsplatz dürfte es in erster Linie sein, ein positives und persönliches Verhältnis des einzelnen zu seiner Arbeit und vor allem zu seinen Arbeitskollegen zu schaffen. An den Bemühungen, ein vorbildliches Betriebsklima zu schaffen, fehlt es bestimmt nicht. Jedoch, das gute wie das schlechte Betriebsklima bestimmen wir selbst, du und ich, wir alle. In keiner Betriebsordnung ist es festgelegt oder näher formuliert. Trotzdem weiß jeder, was damit gemeint ist. Vielleicht ist es vergleichbar mit der Kameradschaft in einer Fußballmannschaft, die gut eingespielt ist. Hier hat jeder einzelne den anderen zu achten und anzuerkennen, wenn der Erfolg nicht gefährdet sein soll.

Das Betriebsklima läßt sich nicht bestimmen oder „machen“. Takt, Höflichkeit, Achtung vor dem Mitarbeiter und ehrliche Freundlichkeit erst schaffen störungsfreie Arbeitsplätze und machen eine gemeinsame echte Zusammenarbeit möglich. Diese sozialen Tugenden schaffen die Voraussetzungen für ein harmonisches Arbeitsleben. Sie gleichen Härten aus und fördern Vertrauen und Verständnis am Arbeitsplatz. Wer bemüht ist, diese Tugenden in die Tat umzusetzen, der ist frei von Selbstsucht, Neid und Mißgunst. Er sucht seinen Mitarbeitern auf allen Gebieten gerecht zu werden.

Ohne Menschlichkeit im Betrieb kommen wir einfach nicht weiter, ohne sie gibt es kein Betriebsklima, auf das von allen Stellungsuchenden der größte Wert gelegt wird. Wer die Stellenangebote in den großen Tageszeitungen verfolgt, der wird immer wieder feststellen, daß als wesentlicher Vorzug von den meisten Firmen ein gutes Betriebsklima garantiert wird. Ohne menschliches Verstehen bei der Arbeit gibt es nur noch einen Weg: Den Weg der Trennung und des Auseinanderlebens. Dabei will ich nicht auf den Begriff der „Betriebsfamilie“ hinaus, der vielleicht einen Eingriff in die private Sphäre des einzelnen darstellen kann. Aber bei der überwiegenden Zahl der Mitarbeiter dürfte es doch nicht allzu schwer fallen, ein positives und freundliches Verhältnis zu seinem Betrieb und seinem Arbeitsplatz zu schaffen.

Schon beim freundlichen Gruß fängt es an. Ist es eigentlich verwunderlich, wie schnell es sich herumspricht, daß dieser Kollege oder jene Kollegin so nette Menschen sind, nur weil sie stets freundlich grüßen? Ein freundliches, Anteilnehmendes Wort schafft Achtung und Sympathien beim anderen. Wer aber beim Grüßen vergißt, die Hände aus den Taschen zu nehmen, wer nachlässig den Hut aufbehält und zu allem Überfluß auch noch wegsieht, weil er zu bequem ist, den Kopf zu wenden, der stößt bestimmt nicht auf Gegenliebe. Schadenfreude entsteht dann aber bei den Zuschauern, wenn dieser hochmütige Mitmensch beim Herannahen eines übergeordneten Mitarbeiters ruckartig die Hände aus den Taschen reißt und einen Katzenbuckel macht, der es in sich hat. Mancher hat es in dieser Hinsicht schon zu meisterlicher Perfektion gebracht.

Auch beim Telefonieren sollte man stets höflich sein. Freundlichkeit kostet doch nichts. Aber die Damen in den Telefonzentralen müssen bestimmt glauben, daß der Begriff, den wir mit Höflichkeit bezeichnen, nur noch in Büchern oder in Filmen zu finden ist. Wenn also eine Verbindung nicht gleich hergestellt werden kann, oder wenn du auf ein Ferngespräch warten mußt, dann poltere nicht gleich ungehörig los, sondern fasse deine Rückfrage in höfliche Worte. Denn du bist nicht der einzige, für den die Telefonistin ihren Dienst tut. Und meist kann sie gar nicht dafür, daß du warten mußt. Ein bißchen Einfühlungsvermögen und ein wenig Geduld auf beiden Seiten lassen vieles besser und reibungsloser verlaufen.

Ist dir bei der Arbeit etwas schiefgegangen oder bist du am Morgen mit dem verkehrten Bein aufgestanden, dann stecke nicht einem anderen den schwarzen Peter zu. Fühle zuerst einmal deinen eigenen Puls. Solltest du trotzdem noch Grund haben, einen Mitarbeiter zu tadeln, dann tue das bitte unter vier Augen und ohne Umschweife, statt ihn in aller Öffentlichkeit „fertigzumachen“.

Falls du selbst dich zu Unrecht behandelt siehst, wie wäre es mit einem bestimmten aber höflichen Gespräch, das eventuelle Mißverständnisse klären kann? Muß man immer gleich zum Betriebsleiter oder Betriebsrat laufen oder gar, was noch schlimmer ist, in aller Öffentlichkeit auf einem Kollegen herumhacken? Schon mancher hat bei einem persönlichen Gespräch einen „unsympathischen“ Kollegen schätzen und achten gelernt.

Das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen muß so „nahtlos“ wie möglich erstrebt werden. Die moderne Betriebssozialpolitik hat längst erkannt, daß sie es nicht mit der „Masse Mensch“ zu tun hat, sondern mit dem bewußten Menschen, der weiß, was er will und was er wert ist. Er hat ein Gefühl dafür, ob man ihn anerkennt oder nicht.

Da ist zum Beispiel der Herr X. Er ist schon mehrere Jahrzehnte im Betrieb, hat treu und brav seine Pflicht getan, ohne je ein Wort der Anerkennung zu hören. Erst zu seinem Jubiläum erfährt er, was für ein tüchtiger Mensch er war. Ist es denn so schwer, die Vorzüge eines

Mitarbeiters schon zu einem früheren Zeitpunkt anzuerkennen?

Ein aufmunterndes Wort, ein gerechtes Lob schaffen mehr Vertrauen und Arbeitsfreude als einige Groschen mehr in der Lohntüte. Der Mitarbeiter will ein Mensch im Betrieb sein und nicht nur Kosten- und Leistungsträger.

Wir sind alle aufeinander angewiesen, wir sitzen, wie es ein Kollege in einer der letzten Betriebsversammlungen ausdrückte, alle in einem Boot, aber, und das ist das Interessante dabei, wir rudern nicht alle in der gleichen Richtung.

Wer sich nur um sich selbst und seinen persönlichen Erfolg bemüht, der wird bald verkümmern. Wer sich nur bemüht, nach oben ein gutes Bild zu machen, wie es die Ja-Sager und die Trompeter der Arbeit so vortrefflich verstehen, der ist schlecht beraten. Denn er bringt nur Unruhe und ehrliche Empörung in die Betriebsgemeinschaft.

Hans Stumpf

Industrie + Wirtschaft

Über eine halbe Million ausländische Arbeitskräfte

Fast jeder zweite (44 Prozent) von den im Bundesgebiet beschäftigten über 500 000 ausländischen Arbeitnehmern ist Italiener. Erst in weitem Abstand folgen Spanier und Niederländer mit je rd. 10 Prozent, danach Griechen und Österreicher, deren Anteil an der Gesamtzahl etwa je 8 Prozent beträgt. Das restliche Fünftel der Ausländer verteilt sich auf Angehörige von rd. 80 Nationen. Darunter befinden sich aber nur 16 000 Arbeitskräfte aus außereuropäischen Ländern. Unter ihnen sind die Angehörigen der USA und der Vereinigten Arabischen Republik mit je rd. 2000 am stärksten vertreten. Aus Indien stammen 1900, aus Iran 1800, aus Jordanien 1400 und aus Marokko 1100 Arbeitskräfte. Der Anteil der Frauen ist bei den beschäftigten Ausländern verhältnismäßig gering. Er beträgt insgesamt etwa 15 Prozent. Bei den Angehörigen der einzelnen Länder ist er sehr unterschiedlich. Unter 100 beschäftigten Italienern gibt es z. B. nur 7 Frauen, unter 100 Österreichern aber 35.

Isoliermaterial — flammensicher

Ein verstreichbares Isoliermaterial, das feuersicher ist und Temperaturen von über 3000 Grad C widersteht, wurde von einem nordamerikanischen Unternehmen entwickelt. Das Material quillt unter Hitzeeinwirkung und bildet so einen Schutzwall gegen hohe Temperaturen. Ein Versuch zeigte „Newsweek“ zufolge, daß ein mit dieser Isolierung bestrichener Gummihandschuh die Hand gegen die volle Flamme einer Lötlampe schützte. Übrigens soll es zwei Möglichkeiten der Isolierung mit dem neuen Material geben: einen vorübergehenden Schutz, der wieder mit Wasser abgewaschen werden kann, und eine konstant isolierende Schicht.

Auch „Massen“-wohnungen brauchen Atmosphäre

Jede Generation hat meiner Ansicht nach schön wohnen wollen. Ich denke dabei an meine Jugend. In der Zeit um 1900, also in der Zeit des großen Umbruchs in allen Kunstrichtungen und des Beginns des Jugendstils, waren es Leute wie Peter Behrens, van de Velde, Saarinen sen., die denselben Wunsch hatten. Sie wollten gut wohnen, und zwar einmal nach der individualistischen Seite, aber auch in bezug auf die Massenwohnung.

Damals hatten wir den Begriff der Massenwohnung noch nicht. Der Begriff ist erst heute bei der 100prozentigen Industrialisierung in unserem Vaterlande akut geworden. Wir haben bisher etwa 4 Millionen Wohnungen gebaut und müssen noch etwa 4 Millionen bauen. Das ist das Problem, das wir Architekten heute überhaupt zu lösen haben.

Die 100prozentige individualistische Wohnung setzt soviel voraus, daß man die praktische Norm nicht erfüllen kann. Wenn ich heute eine solche Wohnung haben will, muß ich ein Riesenterrain von mindestens ½ Hektar, einen sehr schönen Geldbeutel mit 200 000 bis 300 000 DM und das entsprechende Einkommen haben.

Ich habe manchmal das Gefühl, als ob mit dem Verlangen nach „schöner wohnen“ von uns Architekten Rezepte verlangt werden, Rezepte, wie man sich einrichtet, wie man die Vorhänge macht, wie man den Fußboden belegt usw. Aber das sind ja Dinge, die wirklich nur am Rande geschehen.

Eine Wohnung ist dann harmonisch, wenn sie dem Bewohner und seiner geistigen Auffassung entspricht. Er fühlt sich in seinen vier Wänden wohl. Ich persönlich z. B. fühle mich in einer sehr luxuriös ausgestatteten Wohnung nicht wohl. Ich bin fremd darin; genauso geht es auch der großen Masse.

Ich meine also ausschließlich die „Normalverbraucher“. Der Normalverbraucher ist ja jener, der die vier Millionen Wohnungen bezieht, nicht der Individualist. Für Individualisten werden vielleicht 10 000 bis 20 000 Wohnungen gebaut. Der Individualist weiß von vornherein, mit welchen Akzenten er arbeitet. Er weiß ganz genau, was er will; er will seinen Teppichboden haben, seine schönen Möbel, er will gerade die Möbel haben und gerade die Seidenbezüge usw. Aber der Normalverbraucher, der einfache Mann weiß das nicht.

Ich baue in den letzten Jahren ausschließlich Wohnungen, und zwar im Augenblick nur im Ruhrgebiet. Sie werden sagen: Das ist ja furchtbar, da soll

man nicht bauen. Aber wir müssen dort bauen, wir müssen weiterbauen. Es sind Millionen von Familien, die dort untergebracht werden müssen und für die heute in ganz großem Maße gebaut werden muß. Dabei müßte man zuerst vom Bebauungsplan ausgehen, der natürlich die Landschaft und alle die anderen Voraussetzungen berücksichtigen muß. Das Haus muß Rücksicht nehmen auf alle möglichen Voraussetzungen. Es muß Rücksicht nehmen auf die Landschaft, es muß Rücksicht nehmen auf den Verkehr usw. Es muß also beim Städtebau begonnen werden und es muß mit dem Aschenbecher aufhören, wie Saarinen-Vater und auch Olbrich schon sagten. Das ist für mich selbstverständlich.

Nun zur Wohnung selbst. Hier fängt die Sache an, noch schwieriger zu werden. Man sieht zwar eine ganze Reihe von wundervollen Siedlungen, auch in Deutschland. Geht man aber hinein, so ist man entsetzt. Da finden Sie nach wie vor alle diese Dinge wie Nippsachen und Andenken. Andenken lasse ich noch gelten. Aber den Leuten gewisse Dinge auszutreiben, die wirklich scheußlich sind, scheint nicht möglich zu sein. Ich glaube, das ist nicht nur im Ruhrgebiet so, sondern sogar im Berliner Hansa-Viertel. Ich weiß nicht, ob Ihnen die kleine Schrift über die von den Bewohnern eingerichteten Wohnungen im Hansa-Viertel bekannt ist. Die Ergebnisse sind zum Teil sehr komisch.

Wir Architekten sind nie Propheten gewesen und können auch keine sein. Wir Architekten können auch keine Schulmeister sein. Wir können höchstens auf die Dinge aufmerksam machen, das ist das Alleräußerste. Dafür verantwortlich sind nicht wir Architekten — das wissen Sie selbst — sondern die Politik, die Finanzwirtschaft und alles Drum und Dran, und dann natürlich auch die geistige Einstellung zu den Dingen. Es ist heute sehr einfach, auf schöne Worte Beifall zu klatschen. Aber wenn Sie die rauhe Wirklichkeit sehen, dann würden Sie sagen, das gibt es doch nicht. Schließlich müssen wir in Deutschland nach all den Verheerungen auf dem Teppich bleiben; da bleibt uns nichts anderes übrig. Wir müssen uns nach der Decke strecken. Wir müssen sehen, wie wir das Beste herausholen.

Und das scheint mir der Fall zu sein, wenn die Siedlung oder das Wohnareal etwas hat, was man fast überall in Deutschland — bis auf geringe Einzelheiten natürlich — vollkommen vermisst: die Wohnatmosphäre. Ein Wohnklima können Sie in den meisten Wohn-

arealen überhaupt nicht sehen. Sie haben das Gefühl, Sie kommen in eine Stadt mit Kästen, die zwar sachlich mit allen Dingen ausgestattet sind und alles haben, was man braucht und die in jeder Beziehung absolut perfekt sind. Das ist an sich auch richtig, aber wir wollen doch etwas Persönliches in die Wohnung hineinbringen.

Wir müssen noch weitergehen. Wir müssen genauso wie unsere Wohnungen natürlich auch die Einrichtung mehr individualistisch gestalten. Nun müssen wir aber die Möbel, die Teppiche und Stühle von der Stange kaufen, also Konfektionswaren; denn etwas anderes kann sich der normale Mensch gar nicht leisten. Ich habe junge Ehepaare gesprochen, die haben gerechnet und gesagt: Wir haben 3000 Mark, was können wir dafür kaufen? Ich war in der Wohnung und habe gesagt: „Kinder, wie gefällt euch die Wohnung, die ihr eingerichtet habt?“ „Na ja, die Wohnung ist sehr schön. Wir sind zwar nicht so ganz damit einverstanden, sie ist aber wenigstens modern!“ Und das ist es heute. Unter modern verstehen die Leute nicht modern, sondern Mode. Denken Sie nur an die Scheußlichkeiten, an so etwas wie den „Picasso-Stil“, das ist das Schlimmste, was wir je erlebt haben. Das ist eine Verballhornisierung der Kunst des guten Picasso!

Aber so ist es immer gewesen. So war es auch um das 19. Jahrhundert herum. Als der Jugendstil aufkam, wurde er verballhornisiert, und das Wort hatte nicht etwa eine charakteristische Bedeutung: es war ein Schimpfwort. Die jüngere Generation weiß das gar nicht mehr.

Nun bin ich aber doch der Meinung, daß man, was Einrichtungsgegenstände betrifft, die serienmäßig hergestellt werden, immerhin eine individuelle Atmosphäre schaffen kann. Und zwar kann diese Atmosphäre nur der Architekt schaffen. Das ist der einzige Einfluß des Architekten, daß er versucht, die Leute zu beeinflussen, so daß sie sich sagen: Das ist eine wohnliche Siedlung; ich freue mich, daß ich hier wohnen kann, also muß ich mich auch entsprechend verhalten.

Die serienmäßige Herstellung von Wohnungen, das stumpfsinnige Aneinanderreihen, wie wir es heute wieder erleben, hat uns im Ausland den Vorwurf eingebracht, daß wir „Kolonialstil“ bauen. Das ist leider ein sehr harter Ausdruck, aber es ist etwas daran. Es ist natürlich bedingt durch die Wohnungsnot, die wir in den letzten 15 Jahren erlebt haben. Die Zerstörungen



Ein Beispiel für moderne Raumgestaltung: Zeitlos und zweckmäßig sind die Linien, die sich heute durchgesetzt haben.

bei uns waren so groß, daß kein Ausländer, ein Amerikaner schon gar nicht, das verstehen kann. Sie war so groß, daß wir unbedingt so schnell wie möglich bauen mußten. Trotzdem habe ich den Eindruck, daß die Architekten etwas versagt und sich zu sehr auf die Managerseite geschlagen haben. Ich hoffe, daß das nun aufhört und daß wir uns Mühe geben, wirklich individuelle Siedlungen zu gestalten.

Häuslichkeit - wieder gefragt!

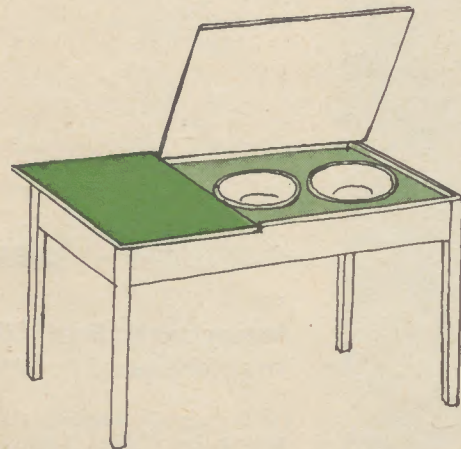
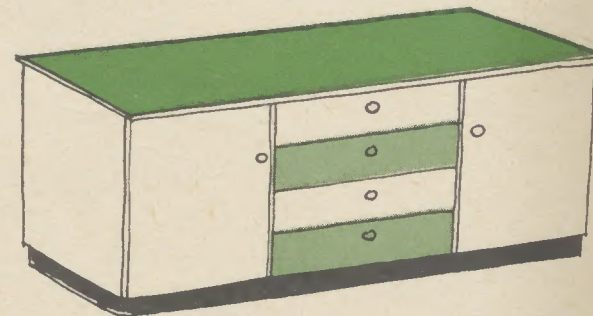
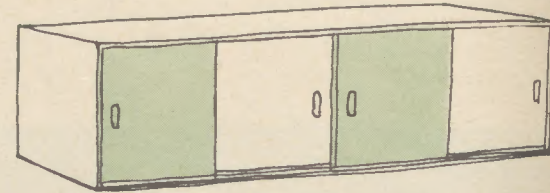
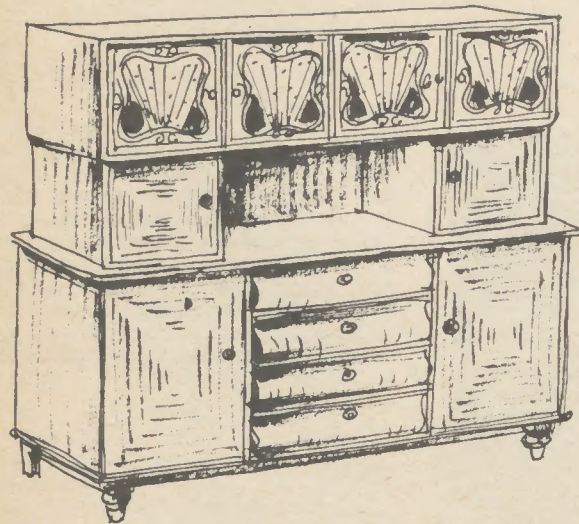
Immer mehr Fertighäuser mit Teppichboden in USA

Nach einer Untersuchung der amerikanischen Zeitschrift „House & Home magazine“ bieten 30 Prozent aller amerikanischen Fertighaus-Lieferanten ihre Häuser mit installierten Teppichböden an. Der Teppichboden ist im Preis des Hauses inbegriffen. Kalifornische Baufirmen berichteten, daß in jenen Fällen, in denen den Hauskäufern die Wahl des Fußbodens überlassen wurde, diese zu 90 Prozent Teppichboden wählten.

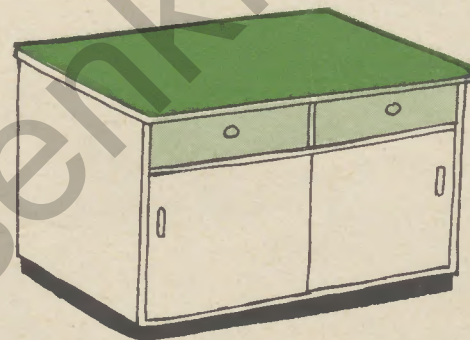
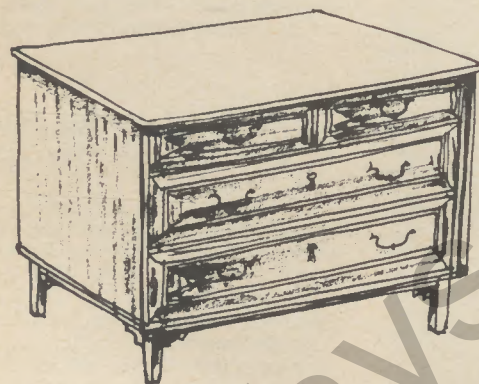
Schnell wachsendes Bauvolumen in den 60er Jahren

Nach Schätzungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung soll das gesamte Bauvolumen der Bundesrepublik von 33,2 Milliarden DM im Jahre 1959 auf 45,0 Milliarden DM im Jahre 1970 (auf der Grundlage der Baupreise von 1959 berechnet) steigen. Dabei soll allerdings der Wohnungsbau im Durchschnitt dieses Jahrzehnts auf seinem gegenwärtigen Stand bleiben. Die bedeutendste Steigerung wird vor allem für den Straßenbau und den gewerblichen Hochbau erwartet.

Küche aus eigener Werkstatt modern und preiswert



Ein wenig handwerkliches Geschick gehört schon dazu, um aus der alten Küche einen neuen Arbeitsraum für die Hausfrau werden zu lassen. Aber der Erfolg wird verblüffend sein — wie die Zeichnungen beweisen. Mit wenig Geld wurden hier aus alten Stücken moderne und zweckmäßige Küchenmöbel geschaffen.



Trotz gestiegenen Wohnkomforts und Wirtschaftswunders und obwohl man heute längst auch die zeitliche und körperliche Belastung durch die Arbeit in der Küche anerkennt, sehnt sich manche Hausfrau immer noch vergeblich nach einer modernen, arbeitsparenden Küche. Vergeblich einfach deshalb, weil die komplette Neuausstattung dieses Raumes, dem Hauptarbeitsraum der Hausfrau, oft das Familienbudget übersteigt. Dabei steckt fast in jeder altmodischen Küche das Zeug zu einer zweckmäßigen modernen Form.

Ganz besonders auf dem Lande, wo vielfach eine eigene Werkstatt vorhanden ist oder doch bei Nachbarn und Freunden benutzt werden kann, ließe sich hier manches in Selbsthilfe machen.

Die Verbraucherzentrale Hamburg hat es einmal versucht — das Ergebnis wird Sie interessieren!

Ausreichend alte Küchenmöbel wären zu haben oder stehen herum, so daß man etwas daraus machen könnte. Aber wo findet man heutzutage die dazu notwendigen Handwerker? Ob es wohl auch ohne oder mit wenig Hilfe gehen würde?

Vorweg die Ausgaben: Es wurden für 60 DM gebrauchte Möbel erworben, für Holzfasern- und Hornitexplatten, Klebefolie, Schrankplastik, Lackfarben in Weiß, Mattgelb, Lichtblau, für Nägel, Scharniere, Holzknöpfe und Leim 170 DM ausgegeben, und der Tischler bekam 150 DM für das Auseinandersetzen der Stücke, für das Absägen von Beinen und das Zurechtschneiden und Leimen von Platten. Wer also tüchtige Männer zu Hause hat, kann von diesen insgesamt 380 DM noch 150 sparen — das wäre doch ein netter Anfang auf dem Sparkassenbuch für irgendeinen anderen dringenden Wunsch der Hausfrau, nicht wahr?

Also nun an die Arbeit! Das alte Küchenbüfett wurde zu einem Küchenschrank (Unterbau), einem Wandschrank (ehemaliger Aufsatz) und zu zwei kleinen Wandschränken zerlegt, die ursprünglich die Verbindungsstücke zwischen Unter- und Oberbau darstellten. Die Beine wurden vom Schrank abgesägt, einmal, um die richtige Arbeitshöhe für die Platte zu gewinnen, zum anderen aber auch, um das ständige Wischen unter dem Schrank zu ersparen. Ebenso wurde eine ehemalige Waschkommode, erstanden für 8 DM, ihrer Beine beraubt, um die darauf gestellte Schnellkochplatte in richtiger Kochhöhe zu haben. Das Möbel selbst wurde zum Topfschrank umgewandelt. Der Putzschrank bekam eine neue Deckplatte aus Hornitex und, mit Scharnieren versehen, eine zweite, die nach vorn aufklappbar, eine Verbreiterung der Arbeitsplatte um das Doppelte bedeutete. Sie ruht auf zwei ausziehbaren Stützen, so daß sie stabil steht. Der vorhandene alte Fliegenschrank wurde als Speisekammer-Ersatz statt des Fliegen-

drahtes mit Gitterplastik versehen, gestrichen und die Stellborde mit Schrankplastik ausgelegt.

Der gut erhaltene Küchentisch konnte seine Platte behalten, doch mußte sie im Verhältnis $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{3}$ durchgesägt werden. So entstand die kleinere Hälfte als Abstellplatte für gebrauchtes Geschirr, während der größere Teil zum Aufklappen angeschraubt wurde und nun die Aufwasschüssel beherbergt. Dann anstelle der herausgenommenen Schublade befestigte man eine zweite Platte, bestehend aus einer Hartfaserplatte mit aufgeleimter Hornitexplatte, in die zwei Plastikschüsseln — wegen der Hitzebeständigkeit aus Hostalen — eingelassen wurden. Schließlich strich man einen alten Holzhocker weiß an, beklebte ihn mit einer dicken Schaumstoffplatte, über die Dekorationskord-Plastik gezogen und an den Seiten mit

Dekorationsstiften vernagelt wurde. So gewann man zwar einen etwas teuren, aber hübschen und widerstandsfähigen Hocker, dessen Bezug der Spannungsbelastung beim Sitzen widersteht und an den Nagelstellen nicht ausreißt.

Diese „Alt-auf-neu-Küche“ läßt sich ohne weiteres zu einer modernen U- oder Zweibahnküche anordnen, denn die gleichmäßige Höhe kann man ja leicht beim Abnehmen der Beine erreichen, so daß sich eine durchlaufende Oberfläche in Arbeitshöhe ergibt. Etwaige Unterschiede in der Tiefe lassen sich durch an der hinteren Seite angebrachte Ablagebrettchen ausgleichen.

Vielleicht müssen Sie bei der Modernisierung Ihrer Küche manches ein wenig anders machen — aber sicher gibt Ihnen das Hamburger Experiment „aus alt mach neu“ eine Anregung?!

Der gute Tip für die Hausfrau

Obstflecken lassen sich aus kräftigen Stoffen am einfachsten durch heißes Wasser entfernen. Bei Polstermöbeln und Teppichen machen wir's so: mit verdünnter Salmiaklösung betupfen, dann mit einem Schwämmchen und klarem, heißem Wasser nacharbeiten. Den Fleck nicht zu naß werden lassen und vor allem niemals mit Seife darangehen. Ihr neuer Flurläufer wurde auf einer Rolle aus Hartpappe geliefert? Werfen Sie sie nicht weg; Plisseeröcke lassen sich darin wunderbar aufbewahren!

In der Nähe frisch asphaltierter Straßen gibt es schon einmal Teerflecken auf dem Dielenläufer. Nehmen Sie besser keine Margarine, sondern tupfen Sie die Stelle mit weichem Lappen mit Tetrachlorkohlenstoff ab.

Wenn Sie Ihre Möbel mit Gleitnägeln versehen, um Ihren Teppichboden zu schonen, dann achten Sie darauf, daß diese Nägel aus rostfreiem Material gefertigt sind, denn Rost zerstört alle Textilien.

Heiße und scharfe Reinigung ist für Plexiglas Gift. Es wird matt und glanzlos, verformt sich oder springt.

Die Korbmöbel vom Freiplatz beziehen jetzt ihr „Winterquartier“. Bürsten wir sie mit einer starken Kochsalzlauge ab und streichen sie mit farblosem Firnis. Dann halten sie nicht nur besser, sondern sind auch für die nächste Freiluft-saison schon vorbereitet.

5500 Stiche pro Minute

Die Form der Nähmaschinen scheint bereits traditionsgebunden zu sein. Ihr Aufbau ist so logisch, daß eine Änderung kaum erwogen worden ist. Auf der Deutschen Industrieausstellung in

Berlin wurde erstmalig eine Nähmaschine gezeigt, deren Form gänzlich von der ihrer „Kolleginnen“ abweicht. Es ist eine Hochleistungs-Sicherheitsnahtmaschine, die in unabhängigen Arbeitsgängen eine Doppelkettenstichnaht und gleichzeitig eine sogenannte „Overlook-naht“ herstellt. Die Stichlänge kann mit einem Handgriff ohne Öffnen der Maschine verstellt werden. Der Differentialtransporteur kann einfach für das Vor- und Rückwärtsnähen eingestellt werden; die Nadeln werden automatisch eingefädelt. Bei dieser Maschine können auch gerade Nadeln verwendet werden. Die höchste Stichleistung beträgt 5500 Stiche in der Minute. Es ist sogar möglich, bis zu fünf Fäden gleichzeitig zu verwenden.

In Italien wurde eine Nähmaschine entwickelt, die, wie das Rationalisierungskuratorium der deutschen Wirtschaft mitteilt, mit einer vollautomatischen elektronischen Steueranlage ausgestattet ist. Zwei der an der Nähmaschine angebrachten Zusatzgeräte machen es zum Beispiel möglich, Knopflöcher vollautomatisch zu nähen.

Nur noch einmalige Dekorationsstoffmusterung

Ein Teil der deutschen Vorhang- und Möbelstoff-Hersteller wird in Zukunft nur noch einmal jährlich mit neuen Musterkollektionen an die Öffentlichkeit treten. Sie begründen ihren Entschluß u. a. damit, daß die bisherige Vielzahl neuer Muster die Käufer verwirrte und außerdem mit der einmaligen Musterung ein Rationalisierungseffekt erzielt wird, der sich für den Verbraucher positiv im Preis niederschlägt.



Butter gehört zum Weihnachtsgebäck

Christstollen

Für je 500 g Mehl werden benötigt: 350 g bis 400 g Butter (zum Bestreichen während des Backens zurücklassen), 125 g Zucker, zwei ganze Eier, 20 g Hefe, eine Tasse Milch, 125 g Korinthen, 125 g Sultaninen, 125 g abgezogene, in Streifen geschnittene Mandeln, desgleichen 50 g Walnußkerne, 65 g Orangeat, 35 g Zitronat und einige nicht feuchte Feigen, alles in kleine Würfel geschnitten, Vanille und Zitronenabgeriebenes sowie eine Messerspitze Backpulver, das unter das Mehl gemischt wird, damit der Stollen länger frisch bleibt. Sämtliche Zutaten erwärmen. Auch die Zubereitung soll in einem warmen Raum geschehen. Hefe in ungefähr $\frac{1}{2}$ Tasse lauwarmen Milch glattrühren. Ungefähr 375 g des gesiebten Mehles in eine vorgewärmte Schüssel bringen, in der Mitte eine Vertiefung machen, darin die aufgelöste Hefe zu einem dicklichen Vorteig verrühren, eine Prise Salz dazutun. Den Vorteig mit Mehl bestäuben und an warmem Ort etwa $\frac{1}{2}$ Stunde gehen lassen. Inzwischen die Butter flüssig machen, den Zucker in der lauwarmen Milch auflösen. Sobald der Teig genügend gegangen ist (wenn er auf der Oberfläche Sprünge bekommt), nach und nach die anderen Zutaten, und zwar zuerst die Zuckerlösung, dann die Eier einzeln und 100 g der flüssigen Butter, unter ständigem, festem Schlagen daruntermischen und solange schlagen, bis der Teig Blasen wirft. Den Teig in eine große Schüssel bringen und zum Gehen zugedeckt über Nacht

oder einige Stunden in einen warmen Raum stellen. Auf's neue auf das Nudelbrett bringen (der Teig muß sich gut lösen und darf nicht kleben), die restlichen Zutaten dazutun und den Teig nochmals kneten. Mit den restlichen 125 g Mehl den Teig zu einem mäßig großen Viereck ausrollen und mit flüssiger Butter dick bestreichen. Dieses Viereck, wie für Blätterteig üblich, zusammenklappen, mit dem Nudelholz auseinanderrollen und diesen Vorgang vier- bis fünfmal wiederholen. Den Teig zu Stollen formen, zu einem länglichen, nicht zu dünnen und nicht zu breiten Streifen rollen, nochmals mit flüssiger Butter bestreichen und zusammenklappen, so daß von dem unteren Teil ein ziemlicher Rand vorsteht. Dann auf ein gut mit Butter bestrichenes, bemehltes Backblech legen, nochmals gehen lassen. Richtig gegangen ist der Stollen, wenn er sich beim Aufdrücken des Fingers überall gleichmäßig weich anfühlt. Vor dem Einschieben mit Butter bestreichen und mit bemehlten Händen seitlich hochdrücken. Während des Backens noch zwei- bis dreimal mit Butter bestreichen. Noch heiß mit Puderzucker bestreuen. Der Stollen muß, wenn er Weihnachten richtig schmecken soll, fünf bis sechs Tage vorher gebacken werden.

Galanterie-Küchlein

190 g Butter mit 190 g Zucker und zwei Eidottern schaumig rühren, 250 g Mehl dazugeben. Den Teig leicht kneten und kalt stellen, dann dünn ausrollen, kleine Herzchen aus-

stechen, mit verquirltem Eidotter bepinseln, mit grobem Zucker, Zimt und abgezogenen, grobgehackten Mandeln bestreuen. Auf einem mit Butter bestrichenen Backblech hellgelb backen.

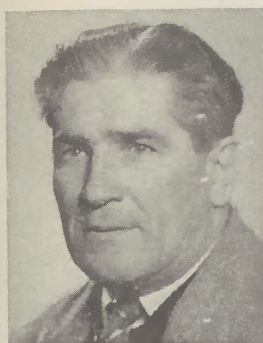
Schokoladenplätzchen

140 g Butter, 70 g Zucker und ein Eidotter schaumig rühren, 190 g gesiebtes Mehl und zwei Tafeln im Wasserbad erweichte Schokolade dazugeben und alles zusammen zu einem glatten Teig verarbeiten. Auf einem Backbrett messerrückendick ausrollen und mit einem kleinen runden Ausstecher Plätzchen ausstechen. Auf einem mit Butter bestrichenen Backblech goldgelb backen und zwischen je zwei Plätzchen folgende Creme füllen: 50 g Butter, 50 g Zucker und ein Eigelb schaumig rühren, zwei Tafeln im Wasserbad erweichte Schokolade dazugeben und zu einer Creme rühren. — Die so gefüllten Plätzchen mit bunten Schokoladenplätzchen garnieren.

Schwarzweißkränzchen

250 g Butter, 90 g Zucker, drei Eidotter, zwei Eßlöffel Milch und 250 g Mehl zu einem Mürbeteig verarbeiten und in zwei Teile teilen. Einem Teil 30 g geriebene Schokolade oder Kakao beimischen und kalt stellen. Aus der weißen und dunklen Masse dünne Stangen rollen, je eine weiße und eine dunkle zusammendrehen, kleine Ringe formen, auf ein mit Butter bestrichenes Backblech setzen, mit Eiweiß bestreichen und zu schöner Farbe abbacken.

25jähriges Jubiläum



Ernst Stolzenberg

1. Betriebsrats-
vorsitzender
Werk Oberbilk



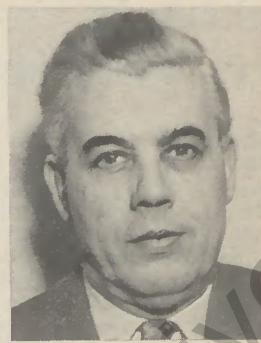
Josef Lehna

Schreiner
im Baubetrieb
Werk Reisholz



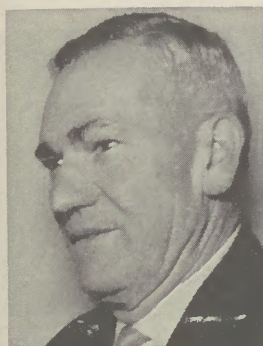
Josef Hett

Angestellter
im Betriebsbüro
Werk Reisholz



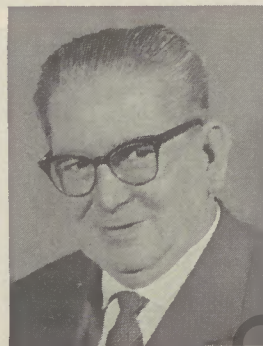
Johann Zierden

Vorarbeiter
in der Schlosserei
Werk Reisholz



Peter Cremer

Hilfsarbeiter
im Baubetrieb
Werk Reisholz



Heinrich Ruhr

Elektriker in der
Elektrischen Werkstatt
Werk Oberbilk



Otto Stellenberg

Vorarbeiter in der
Komm.-Schlosserei
Werk Oberbilk



Otto Kirchesch

Dreher in der
Mechanischen Werkstatt
Werk Reisholz

40 jähriges Jubiläum



Paul Nowak

Revisionsbüro
Werk Oberbilk

UNSERE JUBILARE

Wunderliche Gestalten und Bräuche in der Weihnachtszeit

Die Mittwinterzeit ist eine Zeit voller Wunder und Kinderglaube. Mögen die Menschen das Jahr über noch so abgeklärt tun, jetzt wissen sie alle um wunderbares Brauchtum, übernommen von Vater und Mutter, von Großvater und Urahne aus längst entschwundener Zeit. Uralters Brauchtum! War im alten Germanien der graue Nebelzug vorüber, dann rüstete man in frohem Erwarten auf die Mittwinternacht, das Julfest, die Sonnenwende. Auf dies Fest der ewigen Wiederkehr des lebensspendenden Lichtes verlegte die christliche Kirche in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends den Geburtstag des Heilands, als dem Licht der Welt. Seitdem sind heidnische und christliche Bräuche zur Weihnacht eng miteinander verbunden. „God Jul“ wünscht man sich noch heute im hohen Norden, und Julklapp nennt man Geschenke, die man dem Nächsten macht. Der Überbringer der Gaben hat gar mancherlei Gestalt. In vielen Teilen Deutschlands ist es das Christkind selbst, oder es kommen Engel in lichtem Gewand. Mit ihnen oder allein erscheint Knecht Ruprecht mit langem Bart, vollem Sack und der Rute. Kommt er schon im Advent als Nikolaus, so füllt er braven Kindern die blanken Schuh vor Tür und Fenster. Dort aber, im Norden Deutschlands, wo der Ruprecht noch in der Gestalt des wilden Jägers, des Schimmelreiters, kommt, legt man vorsorglich Heu und Haferstroh vor die Tür. In Niederösterreich fehlt der wilde Reiter, aber ein „Goldenes Rössl“ beschert. In Siebenbürgen ist ein „Christferkel“ unterwegs, einst der Eber, den Wodan erlegte, und der doch immer aufs neue wiederkehrte. Im Norden wiederum kennt man den Bären, den Storch, den Haberbock. „Pelzmärte“ heißt ein Bote im südwestdeutschen Raum und „Butzebrecht“ eine andere Gestalt. Das „Güldene Wägel“ in der deutschen Sprachinsel Iglau trägt die Sonnenscheibe, so wie einst bei den germanischen Umzügen zur Sonnenwende.

Die Gaben selbst legte man vor die Tür oder auf den „Bunten Teller“, oder wie heute allgemein unter den Lichterbaum. 1508 war dies ewige Grün noch ein Tannenreis. Schon 1561 spricht man vom „Weihnachtsmaien“, aber erst fast 200 Jahre später breitete sich der Baum von Sachsen her aus. Der „Baum für alle“ ist heute Symbol stiller deutscher Weihnacht. Still geht bei uns wohl noch mancher Bauer durch die Ställe, zündet helle Leuchten an und gibt doppeltes Futter in die Raufen. Niemand soll darben. Selbst der Obstbaum erhält mitunter in dieser Nacht einen Wickel aus Stroh und einen Stein ins Geäst, auf daß er besser trägt im kommenden Jahr. Zwölf Tage bis zum Dreikönigstag darf niemand Klage erheben, darf kein Recht gesprochen werden. Alle niedere Arbeit ruht. Erst wenn die heiligen, die „heligen“, die heimlichen Nächte vorbei sind, geht es voll Hoffen mit steigendem Licht dem Frühjahr zu.



Im Deckel des Reisebürstchens verbirgt sich ein vollständiges Manicure-Neccsaire.

Der chronischen Unordnung in der eigenen Schublade gedenkend, ersteht Margot diesen Wunderbügel, der sämtliche Halstücher festklemmt.



Wieder für Onkel Fernands Hausbar: Eine Bar garnitur mit Horngriffen, die sogar Pokerwürfel mitbringt.

Eine Augenweide, zum Naschen aufgestellt, auf daß Weihnachten auch den flüchtigsten Besucher schon an der Tür erreihe! Wir komponieren Tannengrün, Kerzen, Mispeln und Früchte oder Nüsse wie es uns gefällt, wählen Kommode, Tische, Etagere oder sonstiges Gestell im Korridor für die ganze Herrlichkeit.



Vom Schenken

Eine der schönsten Gesten und Züge im Umgang von Mensch zu Mensch ist das Schenken. Nicht nur der Beschenkte hat Freude, sondern oft noch in viel stärkerem Maße der Gebende. Er genießt es, wenn er überlegt, wie er den anderen erfreuen kann. Er sucht, wählt aus und lebt in heimlicher Spannung dem Augenblick entgegen, da er schenken kann. Dies lebenswerte Spiel, das so viel glückliche Stunden mit sich bringt, sollten wir so oft als möglich treiben, besonders aber jetzt in weihnachtlicher Zeit, die hundertfältig Gelegenheit bietet.

Rechtes Schenken ist eine Gnade. Es gibt Menschen, die zum Schenken, zum Sichverschenken, geradezu geboren sind. In der Art, wie sie sich mit dem Geschenk befassen, wie sie es mit freudlichem Lächeln und eigener Freude zu geben verstehen — oft erfüllt von der leisen Sorge, ob das Ausgesuchte dem anderen auch recht ist —, darin offenbaren sie ein Stück ihrer selbst. Schenken ist eine Kunst — ein Können. Ob man es lehren oder lernen kann, ist schwer zu sagen, wohl aber wird man gerade einem Kind manches behutsam beibringen können und auch müssen. Es muß es zuwege bringen, sich von seinem Besitz zu lösen, um ihn einem anderen zu geben. Das ist mitunter kein einfaches Unternehmen. In der Vorweihnachtszeit aber, wo das Kind selbst darauf wartet, am Heilig-

„Die Anbetung der Könige“

von Wolf Huber, 1490—1533
aus der Sammlung Thyssen-Bornemisza



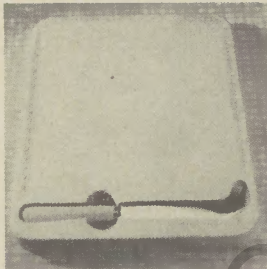
Sterne aus buntem und goldenem Papier in verschiedenen Größen sitzen auf dem Fensterglas. Der Vorhang erhält ein festliches Band aus Stechpalmen und eine selbstgeklebte Goldpapierkette.



Zeitungshalter und Servierboy in einem: kombiniert aus Glas und Messing.



Dieses klar und harmonisch gegliederte Wandregal dient als willkommener Abstellplatz.



Ein ideales Messer zum Käseschneiden und ein großes Holzbrett dazu.



„Makura“ heißt dieses japanische Nackenkissen; für europäische Leseratten, Autoschlaffer oder für Ellen, die in der Badewanne Kriminalromane liest.



Für Pflanzenliebhaber wählen wir den Messingbaum. Seine Äste sind verstellbar!



Äpfel, Nüsse und ein bißchen Stoff — fertig ist das „Apfelmännchen“.

abend einen reichen Gabentisch zu finden, in diesen Wochen läßt sich leicht erreichen, daß es selbst sich damit beschäftigt, einen anderen zu beschenken. Aber es ist nicht nur das Schenken an sich, sondern das Geschenk, was vielen Mühe macht. Nur allzu viele haben den rechten Sinn des Schenkens verloren, schlimmer noch, das rechte Maß. Soll man sich darüber freuen, daß das Weihnachtsgeschäft so gut floriert, daß es im Vorjahr bisher noch niemals erreichte Umsätze erzielt hat, oder sollte man über so viel Aufwand und Rummel nicht doch nachdenklich werden? Einem Kind alle Wünsche zu erfüllen, darüber hinaus Dinge zusätzlich zu schenken, die es gar nicht verlangte, ist ein unüberlegtes, leichtfertiges, unverzeihliches Tun. Oft ist ein Kind der Fülle der Geschenke gar nicht gewachsen, wird sat-

ter und kann den Ansturm des Neuen nicht verkraften. Besser ist, wenn sich die rechte Freude auf einiges wenige konzentrieren kann, es braucht nur ein einziges Spielzeug zu sein, was von einem Kinderherzen in seine eigene Welt hinausgenommen werden kann, sei es zum Liebhaben oder um an ihm seine Phantasie zu erproben, sein Können zu messen. Besser wenig, aber Gutes!

Nicht anders ist es bei uns Erwachsenen. Ist es wirklich so schwer, um den Wunsch des anderen zu wissen? Muß es tatsächlich auf eine Notlösung hinauslaufen, beschafft möglicherweise am letzten Tag? Man soll nicht darauf verzichten, eine kleine Aufmerksamkeit parat zu haben, einen Schmuck, ein gutes Buch, vielleicht auch Blattpflanzen als Zimmerschmuck. Andererseits sollte

sich ein Ehepaar im gegenseitigen Verstehen etwas Gemeinsames beschaffen und schenken, etwas, an dem beide gleiche Freude haben. So fehlt vielleicht an einer Wand ein Bild, im Raum eine schöne Bodenvase. Nicht weniger willkommen ist ein Teppich, der schmückt und wärmt, ein behäbiger Sessel zum Ausruhen als Höhepunkt der Behaglichkeit. Solche Dinge — lang und ausgiebig besprochen — sucht man am besten gemeinsam aus. Und nichts trübt den Augenblick des Auspackens — denn was nützt das wertvollste Bild, der schönste Teppich, die herrlichste Vase, wenn der andere schon beim ersten Blick mit dem Umtauschgedanken spielt? Rechtes Schenken ist rechtes Eingehen und Verstehen auf den anderen; dann ist es alles in allem doch eine Kunst, die man lernen kann.





„Liegt dir Gestern klar und offen,
wirkst du heute kräftig frei,
kannst auch auf ein Morgen hoffen,
das nicht minder glücklich sei.“

Goethe

Ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr
wünschen Geschäftsführung und Betriebsrat allen Lesern
unserer „Werkmitteilungen“ in der Hoffnung auf eine
weitere gute Zusammenarbeit in einer friedlichen Zukunft.

Die Geschäftsführung

Fritz Gudeck, Uhlendorff

Der Betriebsrat

Wm. B. B. B.

Stoltenberg

Wenige Stunden vor Jahresende

Wenn in der Silvesternacht die Zeiger auf der Uhr wichtig werden und wir auf die dröhnenden zwölf Glockenschläge warten, stehen wir auf der Grenzscheide zweier Jahre: dem „alten“, das uns neben Leid und Kummer, Verdruss und Ärger auch manchen guten Tag und manche beglückende Woche gebracht hat, für die wir dankbar sein sollten —, und dem „neuen“, von dem noch keiner weiß, was ihm die kommenden 365 Tage bringen werden.

Und wenn dann ein paar Minuten nach Mitternacht einer im Kreis der Freunde und Gäste erneut sein Glas erhebt und mit vielen guten Wünschen für sich und die andern aufwartet, wird er wohl auch die Gelegenheit wahrnehmen, um von der Last der unerfüllten Wünsche auf den Herzen der Heutigen zu sprechen. Er wird das aus dem ganz einfachen Grunde tun, weil der Mensch im allgemeinen wenig befähigt und geneigt ist, sich mit dem, was die Stunde und der Tag ihm bietet, abzufinden. Darum hört er auch auf Hamlets Wort: „Gebt jedem nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?“ mit einem halben Ohr hin. Wenn er zensieren dürfte, würde er den Satz, obwohl er Shakespeare im großen und ganzen schätzt, kurzerhand aus dem Trauerspiel streichen.

Welche Zensuren und Zäsuren würden erst geschehen, wenn Menschen das Jahr regieren müßten?! Daß der eine oder andere den Ehrgeiz dazu aufbrächte, daran ist nicht zu zweifeln; denn Waghalsige und Unternehmungslustige gibt es immer. Nach zwölf Monaten aber hätte jeder von uns — so sicher wie jetzt die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne vollendet hat — einen Turm von Wechseln mit dem Vermerk „Gegenwert erhalten“ und einen Turm von „Verrechnungs“-Schecks vor sich. Das wäre bestimmt alles, was wir zu erwarten hätten, wenn Menschen einmal, und wenn auch nur versuchsweise, eigenmächtig das Rad der Welt drehen dürften. Sicher wäre dann „vieles anders auf der Welt“ — aber wie?

Also ist es besser, wir schleppen den abenteuerlichen Wunsch, das Jahr regieren zu wollen, gar nicht mit uns herum. Denn wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge, bliebe dir und mir doch keine andere Wahl als die:

Wir würden vor Aufregung wahrscheinlich die ersten Nächte schlaflos verbringen und darauf tagelang ängstlich und kleinlich ganz dumme, selbstsüchtige Pläne schwingen. Dann — hoffentlich — aber laut lachen und endlich den lieben Gott abends leise bitten, doch wieder nach seiner Weise das neue Jahr göttlich selber machen.

Diesen Vers von Joachim Ringelnatz sollte man auswendig lernen und im Kopf behalten.

Jubilare blieben jung

Fröhliches Fest
im Lintorfer „Haus Anna“

Wie man sich doch irren kann. Wer geglaubt hatte, daß ein Jubilärfest für langjährige Mitarbeiter nur betagte Menschen zusammenführt, der war einem Trugschluß zum Opfer gefallen. Ausnahmslos jung gebliebene Arbeitsjubilare unseres Werkes trafen sich am 21. November in den Räumen des „Hauses Anna“ in Lintorf, um losgelöst vom täglichen Arbeitsleben einige vergnügte Stunden voll Frohsinn miteinander zu teilen. „Der verlorenste aller Tage ist der, an dem man nicht gelacht hat“, hatte Direktor Best in seiner besinnlich rückblickenden Festrede gesagt und damit das Stichwort für den Verlauf des Abends gegeben, in dessen Mittelpunkt die 90 anwesenden Jubilare standen.

In geräumigen Omnibussen waren sie mit ihren Ehefrauen nach Lintorf gekommen, wo ein liebevoll zusammengestelltes Abendessen und ein ausgefeiltes künstlerisches Programm auf sie warteten. Und so saßen dann acht 40-jährige, eine 30jährige, achtzig 25jährige und zwei 15jährige Jubilare einmal ganz privat im Kreise ihrer Arbeitskollegen, mit denen sie ein gerundeter Bogen von Jahren verbindet. Ihnen allen sprach Direktor Best den Dank für ihre langjährige Mitarbeit aus. Er betonte, daß die Produkte unseres Werkes gerade durch die Arbeit der langjährigen Mitarbeiter einen Qualitätswert erhielten, der überall in der Welt seine Anerkennung findet. Vorbedingung sei aber auch eine gute Arbeitsatmosphäre, die uns vor wirklichen Abgangssorgen um die Mitarbeiter weitgehend bewahrt. Auch Direktor Goedecke wies darauf hin, daß kein Werk ohne einen Stamm bewährter Mitarbeiter bestehen kann. Ihnen allen gebühre in erster Linie der Dank und die Anerkennung.

Die Lebenserfahrungen der Jubilare faßte Direktor Uhlenbrock zusammen, als er betonte, daß das Glück allein im Seelenfrieden des Menschen liegt, der nur durch Arbeit und Pflichterfüllung dieses Ziel erreichen kann: „Ich schlief und träumte, das Leben sei Freude, ich erwachte und sah, das Leben war Pflicht. Ich arbeitete und sah, die Pflicht war Freude“. Diesen Satz eines indischen Dichters hatte Direktor Uhlenbrock über seine Ausführungen gestellt, denen die Glückwünsche des Reisholzer zweiten Betriebsratsvorsitzenden Abromowitz und des Oberbülker Vorsitzenden Stolzenberg — der an diesem Abend selber als Jubilar zu Gast war — folgten und so den kurzen offiziellen Teil des Abends beendeten.

Was im zweiten Teil des Abends zu sehen und zu hören war, das darf man getrost als optisches und akustisches



Festlich und doch fröhlich feierten die zufriedenen Jubilare im Lintorfer „Haus Anna“.



118 Harry Bienenstein begeisterte als Conferencier



An sorgsam ausgewählten Attraktionen herrschte kein Mangel.

Feuerwerk guter Laune bezeichnen, das auf der Bühne spritzig abbrannte. Artistik in vollendeter Darbietung, Parodie, Gesang und Komik, verbunden durch die geistreiche Conference Harry Bienensteins, wurde in pausenloser Folge geboten, daß tatsächlich jeder auf seine Kosten kam. Und es gab wirklich keinen einzigen Gast, der nicht aus vollem Herzen gelacht hat. Und als dann gar das Parkett für die tanzlustigen Paare

frei war, konnte man nach Herzenslust zu der Musik der Kapelle Heinz Frings tanzen, wobei oft ein bedrohliches Gedränge entstand, denn unsere Jubilare sind tatsächlich jung geblieben. Das hat dieser Abend wieder einmal bewiesen. Und erst zu später Stunde brach die fröhliche Gesellschaft auf, um mit den Bussen wieder dem heimischen Herd zuzustreben. Es war ein gelungenes Fest. G. B.

Voller Abenteuer ist der Ballonport. Die Geschichte der bekannten Düsseldorfer Ballonfahrer Lohmann und Götze hat Jürgen Fränzel in diesem Bericht niedergeschrieben. Es ist eine Geschichte von Niederlagen und stolzen Siegen.

Wohin der Wind sie trieb . . .

Mit sportlichem Ehrgeiz stritten sie um den Sieg in diesen Konkurrenzen. Sie erlebten auch Stunden der Harmonie, ganz der Schönheit des lautlosen Schwebens, dem Hauch der Romantik hingegeben.

Der Aufprall war hart, härter noch, als es die fünf Männer in dieser sturmdurchpeitschten, pechschwarzen Nacht befürchtet hatten. Noch einmal wurde der Ballon emporgerissen, knapp raste er über die Wipfel eines kleinen Wäldchens, fast gespenstisch erleuchteten immer wieder Blitze für Sekundenbruchteile die Szene.

Eine Bö riß den Ballon über den Deich, und dann klatschte der Korb von neuem auf, eiskaltes Wasser schwappte über den Rand: der Lek. Über dem Wasser erhielt der Ballon neuen Auftrieb, jetzt ging es mit großer Geschwindigkeit auf den gegenüberliegenden Deich zu, eine neue Bö half darüber hinweg, ein Telegrafmast brach wie ein Streichholz. Ein Fußballplatz — zu klein für eine Landung, dahinter — endlich — eine große Wiese.

Aber die Gefahr ist noch nicht vorüber. Jetzt ist die Reißbahn an der großen Ballon-Kugel verklemmt. Einer muß auf den schwankenden Korbrand steigen, nach oben greifen, die Leine befreien, reißen. Doch dann ist es geschafft. Ruhig liegt der Korb auf der Seite, die große Ballonhülle, die jetzt kein Gas mehr enthält, liegt flach auf der Wiese, die Gewitterböen, die noch immer über die flache holländische Landschaft stürmen, können sie nicht noch einmal in die Wolken reißen. Erschöpft kriechen vier Männer, zwei holländische Segelflieger, ein Engländer, der mit seinem Flugzeug schon 300mal den Atlantik überquerte, und Werner Lohmann, der Düsseldorfer Freiballonportier, aus dem Korb. Für den fünften muß ein Krankenwagen geholt werden: Carl Götze, der Ballonführer aus Düsseldorf, hat sich schon beim ersten Aufprall den linken Fuß gebrochen.

Sein Schmerz ist groß, aber größer noch ist seine Freude, denn er hat die Gewißheit, daß er in dieser Mai-Nacht des Jahres 1953 in einer internationalen Freiballon-Wettfahrt einen Sieg für Deutschland geholt hat, den ersten deutschen Sieg in einer internationalen Konkurrenz seit dem Jahre 1907.

Die Bahre mit Götze wird in den Krankenwagen geschoben. Ehe die Türen geschlossen werden und der Wagen abfährt, winkt er Lohmann noch einmal zu sich heran: „Das tut mir leid, Werner, daß du nun den Ballon allein verpacken mußt.“ Ein Wort der Kameradschaft eines Mannes, der auch noch unter Schmerzen an den Freund denkt.

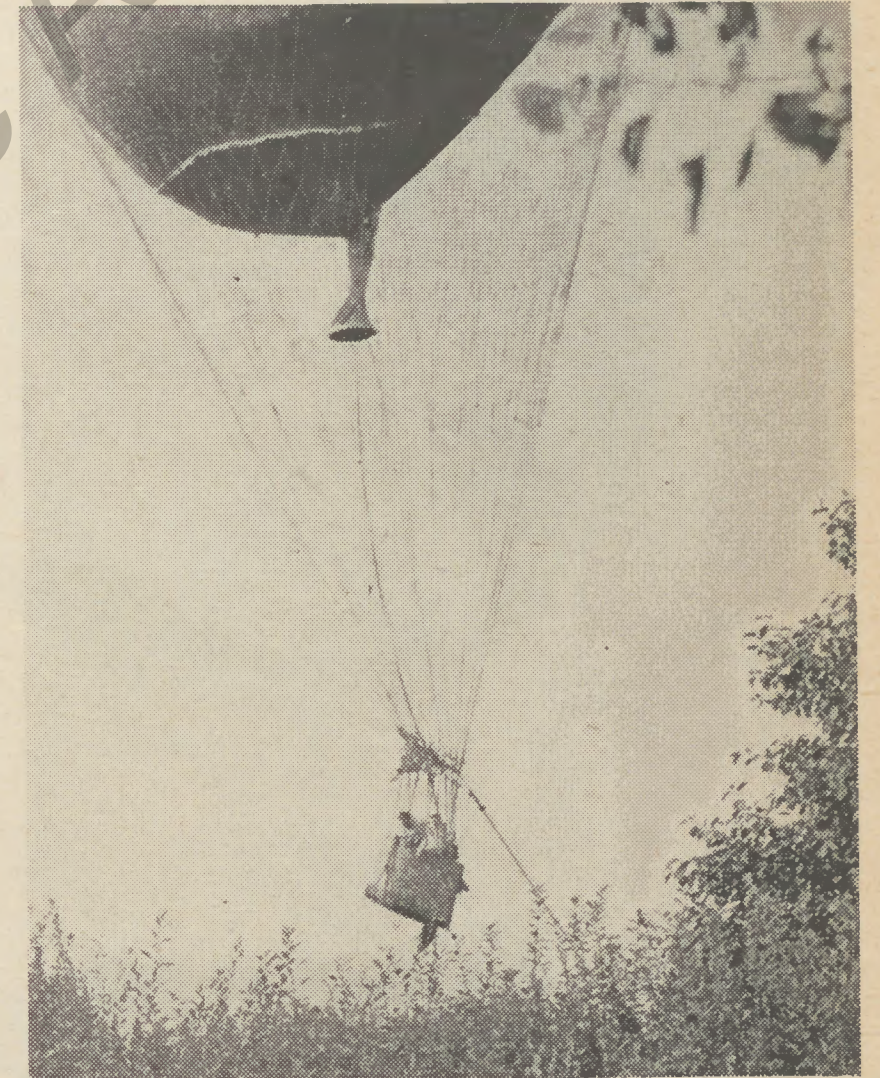
Und sie sind Kameraden, Carl Götze und Werner Lohmann. Im Jahre 1953 hatte Götze den um rund fünf Jahre jüngeren Lohmann zum erstenmal mit in seinen Ballon genommen. Lohmann war ein gelehriger Schüler gewesen. Dreimal beteiligten sich die beiden zusammen am Gordon-Bennett-Rennen, nachdem Carl Götze vorher schon zweimal mit anderen Partnern in dieses „Marathon-Rennen“ der Ballonsportler gegangen war. Viele andere Wettbewerbe hatten sie gemeinsam bestritten, oft waren sie erfolgreich gewesen, aber ein internationaler Sieg war ihnen bis zu dieser Gewitternacht über Holland versagt geblieben.

Diese Fahrt, die mit Donner, Blitz und einem Knochenbruch enden sollte, hatte unter Voraussetzungen begonnen, wie man sie sich günstiger kaum hätte wünschen können. „Ausgezeichnete Wetterlage“, kommentierten die Fahrer der sechs Ballone aus Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland. Und wirklich, schon im Frühling erlebte man einen vorweggenommenen Sommertag.

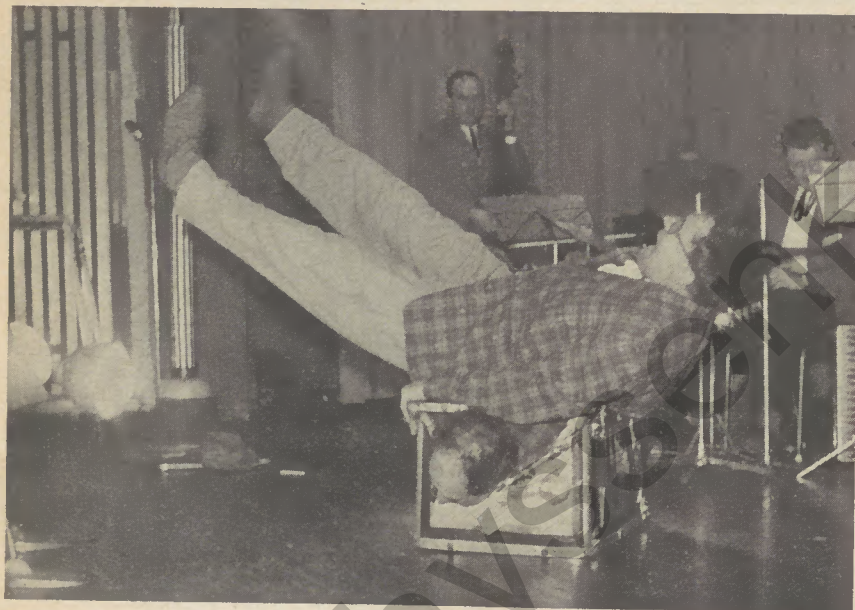
Heiß brannte die Sonne auf den Startplatz in Tegelen. Das grelle Licht flimmerte auf den wuchtigen Kugeln der Ballone, spiegelte sich matt auf den silbergrauen runden Flächen, die unter dem Druck des einströmenden Gases praller und praller wurden, und hell blitzten die Strahlen, wo sie ein blinkendes Metallteil an den Verspannungen oder an den Körben trafen.

An Bord des deutschen Ballons gingen die beiden erfahrenen Düsseldorfer und die drei Gäste, die nicht nur ihres Vergnügens wegen mitgenommen wurden, sondern auch als „Ballast“, denn der Ballon der Düsseldorfer war bei weitem der größte in diesem Rennen, und er mußte entsprechend mit Handicap-Ballast versehen werden. Man nimmt dazu entweder versiegelten Ballast an Bord, der nach der Landung noch vorgewiesen werden muß, oder man lädt sich Gäste ein, wie es die beiden Düsseldorfer taten.

Die Sonne sank schon, als gegen 17 Uhr der Start erfolgte. Majestätisch schwebten die Ballone in ihr Element, lange



Auch das gibt es: Bruchlandung im Gipfel der Bäume. Dann entscheiden Sekunden über das Schicksal der Ballonmannschaft.



Artistik, Parodien und heitere Akrobatik rundeten das ausgefeilte Programm ab.

Fotos: Heinz Völker

noch sahen ihnen die Zuschauer nach, bis sie, kleiner und kleiner werdend, in der Abenddämmerung verschwanden.

„Leicht trieb uns der Wind zunächst nach Osten“, erzählt Werner Lohmann, „dann machten wir eine Schleife nach Süden, um schließlich nach Nordwesten getrieben zu werden.“

Die Geschwindigkeit wurde größer, noch immer war das Wetter schön, aber dann sahen die Ballonfahrer weit draußen über der Nordsee das erste Wetterleuchten. Es war inzwischen 21 Uhr geworden. Den fünf Männern im Ballon

bot sich ein herrliches Schauspiel, ein Blitz zuckte jetzt nach dem anderen durch die Dunkelheit. Das Gewitter war näher gekommen, aber noch bestand keine Gefahr, und noch mußte Entfernung gewonnen werden, denn schließlich wollten Götze und Lohmann dieses Rennen, ihr erstes internationales nach dem Kriege, gewinnen.

Die Landung wurde um 22.30 Uhr vorbereitet, das Gewitter war jetzt bedrohlich nahe gekommen. In 150 Meter Höhe raste der Ballon über die flache, typisch holländische Landschaft. Ganz nahe

zuckte ein Blitz. Einer der Holländer blickte über den Korbrand: „Hier können wir nicht landen“, sagte er, „hier liegen rings umher nur Sümpfe.“

Die beiden Düsseldorfer wechselten stumm einen Blick. Nur sie ahnten, daß jetzt ein Tanz mit den Elementen bevorstehen würde, denn nun wurde der Ballon in das Gewitter hineingezogen. Die Gewalt des Unwetters packte sie urplötzlich. In Sekundenschnelle wurde der Ballon auf 1500 Meter emporgerissen. Er befand sich jetzt mitten im Gewitter. Rings umher zuckten die Blitze,

grollte der Donner. Böen rissen den Ballon hin und her, es regnete in Strömen. Eiskalt war es plötzlich geworden.

Dann schöpften die fünf Männer, die in ihrem Korb dem Unwetter ausgeliefert waren, neue Hoffnung: langsam fiel der Ballon wieder, gerade noch rechtzeitig, denn nur wenige Kilometer voraus brandete die aufgewühlte Nordsee an den Strand.

„Nur nicht über das Meer getrieben werden!“ Die beiden erfahrenen Ballonfahrer wußten, daß sie eine Sturm-landung auf der Nordsee unbedingt ver-

meiden mußten. Aber würden sie das schaffen, denn jetzt schien es, als wollte das Wetter nur ein Spiel mit seiner Beute treiben. Wieder schoß der Ballon in die Höhe, wieder zitterte die Nadel des Höhenmessers um die Zahl 1500.

Da entschlossen sich die beiden Düsseldorfer zu einem Wagnis, das jeder Ballonfahrer nach Möglichkeit vermeiden: mitten im Gewitter zogen sie Ventil und ließen das Gas ausströmen. Jetzt ging es steil nach unten. Die Dunkelheit war undurchdringlich geworden. In der Gewitterwolke war vom Korb aus noch

nicht einmal die große Kugel des Ballons zu sehen. So rasten sie durch die Finsternis auf die Erde zu, ungewiß, ob der Boden irgendwo unter ihnen auch zur Landung geeignet war, unfähig, zur Not noch nach einem besseren Landeplatz auszuschauen, aber sie wußten, daß sie jetzt unbedingt irgendwie auf die Erde kommen mußten.

Die drei Gäste hatten sich schon vor geraumer Zeit schweigend auf den Boden des Korbes gekauert, um so fieberhafter arbeiteten Götze und Lohmann. Und dann kam der unglückliche Aufprall, im Korb wurden sie durcheinander geschüttelt, mit schmerzverzogenem Gesicht griff Götze an seinen Fuß: gebrochen. Die Last, die Landung zu Ende zu führen, mußte Lohmann jetzt allein tragen. Erst als am nächsten Morgen die Sonne aufging, sahen sie, mit welcher Gewalt der Sturm gehaust hatte. Die Dächer freistehender Häuser waren zum Teil abgedeckt worden, und auf den Landstraßen hatte der Orkan manchen Straßenbaum glatt umgeknickt.

Carl Götze ist seit dieser Fahrt nicht wieder in einen Freiballon geklettert. Seine Verletzung ist längst vergessen, auch hatte er in den Jahrzehnten zuvor bedeutend schlimmere Fahrten als dieses Gewitter-„Abenteuer“ erlebt, aber er stand zu seinem Wort, das er Jahre vorher gesagt hatte: „Nach meinem ersten internationalen Sieg werde ich mich vom Ballon-Sport zurückziehen.“ Der Sieg war geschafft. Mit Götzes Rücktritt fand eine tiefe Kameradschaft ihre Bestätigung: „Werner Lohmann ist jetzt lange genug als ‚zweiter Mann‘ gefahren.“ Götze machte ihm den Weg zum „ersten Mann“ frei.

*

Fast fünfzig Jahre lang, vom Jahre 1907 an, hatten die deutschen Freiballon-sportler auf einen Sieg in einer internationalen Konkurrenz warten müssen. Es war also ein ganz großer Erfolg, den sich Carl Götze und Werner Lohmann in einer Gewitternacht im Mai 1953 über Holland holten. Für Carl Götze war es noch mehr, für ihn war es die Erfüllung eines jahrzehntelangen Traums, der begonnen hatte, als er noch ein Kind war, das voller Sehnsucht und Begeisterung den Weg der Ballone über Düsseldorf verfolgte.

Es war in der „guten alten Zeit“, in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges, Düsseldorf war zu einer Hochburg des Ballonsports geworden, seit im Jahre 1906 ein Freiballon, der den Namen der Stadt an der Düssel trug, als erster deutscher Ballon am Gordon-Bennett-Rennen teilnahm, seit ein Jahr später der junge Ballonfahrer Oscar Erbslöh aus dem benachbarten Barmen dieses große Luft-„Marathon“ hatte gewinnen können.

Sehnsucht des Kindes

Erfolge und Niederlagen kümmerten den kleinen Carl Götze freilich wenig. Er sah nur häufig die vielen Ballone langsam und majestätisch über seine Heimatstadt ziehen, und er hängte sein Herz daran. Im Volksgarten wurden damals die Ballone gestartet, und wen nimmt es wunder, daß der Volksgarten bald das beliebteste Ziel seiner Jungenausflüge wurde, zumindest, wenn ein Ballon-Start zu erwarten war? Einmal in den Korb steigen dürfen, ein-



mal mit bis zu den Wolken aufsteigen können! Das war der Traum, war die Sehnsucht des Jungen, aber die Hoffnung, daß es tatsächlich einmal dazu kommen würde, war noch weniger als gering.

Die Ereignisse gaben ihm recht, zumindest für die nächsten fünfzehn Jahre, denn im Schlachtenlärm des ersten Weltkrieges blieb kein Raum für den Ballonsport. Dann kamen die Nachkriegsjahre mit den Beschränkungen des Versailler Vertrages, später war dann die wirtschaftliche Situation nicht dazu angetan, den Sport mit den Freiballonen zu fördern.

In diesen Jahren hatte Carl Götze seine Schulzeit beendet, er hatte seinen Beruf ergriffen, aber den Traum vom Ballon hatte er nicht vergessen, wenn es auch noch so still um diesen Sport geworden war.

Erster Start

25 Jahre war er alt geworden, als sein Traum sich plötzlich zu erfüllen schien. Beim Durchblättern einer Zeitung entdeckte er eine Notiz, daß am 15. Mai dieses Jahres 1927 der erste Aufstieg eines Ballons seit dem Kriege in Düsseldorf stattfinden solle. Magisch wurden seine Augen von dem Schlußsatz dieser Ankündigung angezogen: „Interessenten können sich bei Constans Heinersdorf im Ibach-Haus melden.“

Noch am selben Tage meldete er sich, denn wenn irgend jemand Interesse für eine Fahrt im Ballon hatte, dann war er es doch.

„In den Tagen bis zum Aufstieg lief ich wie in einem Taumel der Freude umher.“ Zu Freunden und Verwandten sprach er von nichts anderem mehr als von seinem Ballon-Start, und dann — endlich — kam der Flugsport-Tag und mit ihm der Ballon-Aufstieg heran.

Wer kann sich die Freude des jungen Mannes vorstellen, der zum erstenmal in seinem Leben in den Korb eines Freiballons stieg, der sich fast ein Wunder von dieser Fahrt versprach.

Wer aber kann seine Enttäuschung ermessen, als sich zu viele Passagiere angemeldet hatten, als der Ballon überbelastet war und als der Jüngste wieder aussteigen mußte. Der Jüngste, das war — Carl Götze.

Wehmütig stand er am Startplatz und sah dem langsam entwindenden Ballon nach, die Enttäuschung war grenzenlos. Was nützte in diesem Augenblick schon der Trost, den ihm Heinersdorf noch gegeben hatte: „Im nächsten Jahr können Sie ganz bestimmt mitfahren.“

Ein Jahr hat 52 Wochen, und 52 Wochen träumte Carl Götze jetzt von dieser nächsten Fahrt. 52 Wochen warteten, die Zeit wollte nicht vergehen. Vielleicht ist Carl Götze dieses Jahr länger vorgekommen als jedes andere Jahr vorher oder später, aber dann schließlich war das Warten doch vorbei, und Constans Heinersdorf hielt sein Wort: Als er am 1. Juli 1928 startete, war Carl Götze mit dabei.

Wer könnte die Gefühle des jungen Mannes beschreiben, der nun doch endlich am Ziel seiner Wünsche war, der

schon am Startplatz war, als der Ballon noch nicht gefüllt war, der vor Freude hätte jauchzen können, als die Haltemannschaft den Ballon anlüftete, als die vielen Hände dann losließen und der Ballon schwebte, höher und höher in seinem Element. Ein Traum war Erfüllung geworden.

Carl Götze ließ sich in Zukunft keinen Start, der für ihn irgendwie erreichbar war, entgehen, und mit Stolz erfüllte es ihn, als ihm einer der bedeutendsten Ballonfahrer jener Zeit, Hauptmann Abercron, riet, doch Ballon-Pilot zu werden. Kaum hatte Götze den Pilotenschein in der Tasche, als er sich an jeder für ihn möglichen Wettfahrt beteiligte. Das blieb bis zu seinem Rücktritt vom Ballon-Sport so. 137mal ist Carl Götze insgesamt aufgestiegen, viele Starts erfolgten bei nationalen oder internationalen Konkurrenzen. Sein erstes großes Rennen fuhr er im Jahre 1930: das Gordon-Bennett-Rennen.

*

Das Gordon-Bennett-Rennen ist der größte Wettbewerb, den die Geschichte der Ballonfahrt kennt. Der amerikanische Zeitungskönig Gordon Bennett stiftete im Jahre 1905 diesen Preis, der alljährlich für die weiteste Entfernung, die ein Ballon in diesem Rennen zurücklegt, vergeben werden soll. Der Preis besteht auch heute noch, ausgetragen wurde der Wettbewerb aber nur bis 1938, in diesem letzten Jahr schon ohne deutsche Beteiligung. Doch daran, daß die Politik einmal einen Strich durch diesen großen sportlichen Wettbewerb machen würde, dachte im Jahre 1930 niemand. Damals startete Carl Götze zu seiner ersten Gordon-Bennett-Fahrt.

Die Wirtschaftskrise, die die Vereinigten Staaten nach dem berüchtigten „Schwarzen Freitag“ an der New Yorker Börse heimgesucht hatte, lastete auch über Cleveland im amerikanischen Bundesstaat Ohio, und die Arbeitslosen waren nicht nur Zahlen in einem statistischen Bericht, sie waren nackte Wirklichkeit an jeder Straßenecke dieser typisch amerikanischen Großstadt.

Gordon-Bennett-Start

Aber zumindest in Cleveland war die Wirtschaftskrise in diesen heißen Sommertagen des Jahre 1930 an die zweite Stelle getreten. Es gab in der Stadt nur noch ein Gesprächsthema, in den Salons so gut wie in den Kneipen der Arbeitslosen, und die Zeitungen brachten es in Schlagzeilen: In Cleveland wird das Gordon-Bennett-Rennen gestartet.

Für Carl Götze war in diesen Wochen jeder Tag ein Sonntag. Knapp zwei Jahre zuvor war er als Passagier zum erstenmal mit einem Ballon aufgestiegen, um etliche Monate jünger war sein Pilotenschein, und doch hatte er sich als Ballonfahrer schon so bewährt, daß ihn Dr. Hugo Kaulen, der bekannte Wuppertaler Ballonfahrer, als „zweiten Mann“ zur Teilnahme am Gordon-Bennett-Rennen aufgefordert hatte.

Carl Götze hatte mit seiner Zusage nicht lange gezaudert, er wußte, welche Auszeichnung es für einen Ballonfahrer war, gerade an diesem Rennen teilneh-

men zu dürfen. Schon die Überfahrt nach Amerika war ein Erlebnis, der Empfang dort und all die neuen Eindrücke des „neuen“ Kontinents standen dem nicht nach. Und nun sollten Dr. Kaulen und er als einzige Deutsche an diesem großen „Luft-Marathon“ teilnehmen.

Ein Gordon-Bennett-Rennen wird immer mit einem gehörigen Pomp gestartet, mit den Nationalhymnen und mit Ansprachen hoher und höchster Regierungsmitglieder. In Cleveland war es nicht anders, nur, daß vielleicht die Zuschauer-massen noch größer waren, daß die Begeisterung vielleicht noch überschäumender war.

Aber dann blieb die winkende Masse auch unter Kaulen und Götze zurück, die Ehrentribüne wurde kleiner und schließlich verschwanden auch die massiven Kugeln der nach ihnen startenden Ballone den Blicken der beiden Deutschen, die jetzt den Dunstkreis der großen Stadt, über der drückende Schwüle lag, verlassen hatten. Sie waren allein mit Wind und Wolken.

Stunde um Stunde dauerte die Fahrt. Das Wetter war anfangs wolkenlos und sonnig warm gewesen. Inzwischen war die Dunkelheit hereingebrochen, und damit war in den großen Höhen auch die Kälte gekommen. Dazu waren in den letzten Stunden plötzlich böige Winde gekommen, und unheimdrohende Wolkenmassen hatten sich voraus zusammengeballt.

„Feuertaufe“ im Gewitter

Kaulen und Götze befanden sich etwa über den nordamerikanischen Seen, als das Gewitter losbrach. Es gab keine Möglichkeit, dem Unwetter auszuweichen, das sie jetzt mit Macht erfaßte, das sie mit seiner Gewalt hinauf und herunter zwang, sie durchschüttelte. Nahezu schutzlos waren die beiden einsamen Männer zwischen Himmel und Erde dem Unwetter ausgesetzt, dem schauerartigen Regen und dem pfeifenden Wind. Das war Carl Götzes eigentliche „Feuertaufe“, seine erste Gewitterfahrt.

Stunden später, als die Nacht längst dem neuen Tage und das Gewitter der Sonne gewichen war, näherten sie sich dem Atlantik, ein rotes Signal für die beiden Ballonfahrer, die sich nicht über das Meer, wo es keine Landmöglichkeit gibt, wagen durften. Sie landeten in Oneonta bei Albany im Staate New York.

Es war ihnen nicht vergönnt, den deutschen Triumph zu wiederholen, den Oscar Erbslöh im Jahre 1907 im Gordon-Bennett-Rennen hatte erringen können. Ihre Leistung war groß gewesen, aber das Glück stand gegen sie. Fünfmal stand Carl Götze insgesamt im Gordon-Bennett-Rennen, eine Zahl, die von keinem anderen deutschen Ballonfahrer erreicht wurde, dreimal davon mit Werner Lohmann, und auch das ist eine Besonderheit, denn es gibt kaum zwei andere Fahrer, die öfter als einmal miteinander in dieses schwere Rennen gegangen sind. Ein Sieg in diesem größten Ballon-Wettbewerb ist ihnen trotzdem nie geglückt, und es war nur ein schwacher Trost, daß sie jedesmal beste der teilnehmenden deutschen Mannschaften waren.

Fortsetzung folgt

Man müßte nochmal siebzehn sein

Zarter Sehnsucht süßes Hoffen, ungeliebte Tanzstundenschritte, übermütige Lebensfreude, noch ungetrübter, ungebrochener Glaube an die eigene Zukunft, an die Zukunft überhaupt — das sind ein paar der Erinnerungsbrocken, die unter dem Stichwort „Jugendzeit, leicht verklärt“ sorgsam im Gedächtnis der Erwachsenenwelt gehütet werden. Natürlich ist man immer so jung oder so alt, wie man sich fühlt. Aber zugegeben, so richtig jung war man doch eigentlich nur damals, als man noch neidisch auf die Älteren war. Weil sie in einen Film „über achtzehn“ gehen und

dann spät nach Hause kommen durften, weil sie in der Schule und im Milchladen mit „Sie“ angesprochen wurden, weil sie das Abitur oder eine astronomisch erscheinende Menge selbstverdientes Geld in der Tasche hatten. Tja, man müßte noch mal siebzehn sein ... Dabei entspringt der Wunsch, rasch einmal per Zeitmaschine dem früher so herbeigesehnten Erwachsenenzeitalter nach rückwärts entfliehen zu können, vielleicht gar nicht einmal so sehr der Erinnerung an die Jugendzeit, die man einst selbst erlebte. Ist nicht vielmehr die tägliche Gegenwart der Jugend von

heute der wahre Grund für das nicht nur „en famille“ immer aufs neue zu bewältigende Generationsproblem? Wie vor 30 Jahren Tante Minchen beim Anblick eines Abendkleides, das an der linken Backfischschulter durch „nichts weiter“ als eine Straß-Schnalle zusammengehalten wurde, so seufzt heute das weibliche „Mittelalter“ angesichts hautenger Teenager-Jeans und kniekurz wippender Petticoats, so resigniert das männliche Mittelalter vor dem durch Erwachsenenautorität kaum noch zu bremsenden süßen Leben der Moped-Knatterprotze: „Tja, man müßte noch mal siebzehn sein ...!“

Tja, wenn man heute siebzehn wäre ... Man würde des Morgens nach einem dank unserer prosperierenden Wirtschaft recht reichhaltigen Frühstück zum Beispiel als Lehrling in einen Betrieb zur Arbeit gehen. Keine Ohrfeigen, kein Brötchenholen. Sondern Ausbildungsmöglichkeiten, die ihre Grenzen nur an der Lernwilligkeit Seiner Majestät des Lehrlings haben. Ein funkelnagelneues Jugendarbeitsschutzgesetz garantiert 3 Wochen Jahresurlaub, feste Höchstarbeitszeiten und Mindestpausen in besonderen Erholungsräumen. Oder man geht noch zur Schule ... in neue, moderne Bauten, mit Fronten aus Glas und bunten Steinen, die immer mehr die muffigen Schulkasernen alten Stils verdrängen. Kein Schulgeld, immer weniger Katheder und unbequeme Reihenhäute, dafür Schulpavillons mit interessantem Gruppenunterricht. Wenn man heute siebzehn wär' ... nach Feierabend oder nach beendeten Schularbeiten würde man vielleicht zu einem Jugendgruppenabend gehen. Sport treiben, singen, einen Volkstanz lernen, ein Laienspiel probieren, einen klugen Vortrag hören, die nächste Wochenendausfahrt vorbereiten. Und man würde der ebenso unmerklichen wie wirksamen Hilfe des Staates sicher sein. Mit 17,5 Millionen D-Mark war der Bundesjugendplan (durch den auch die Arbeit der Jugendgruppen finanziell gefördert wird) im Jahre 1950 dotiert — im Jahre 1960 mit 81 Millionen D-Mark, das ist fast fünfmal soviel. Oder man würde eine duffe, eine schicke Jazzveranstaltung besuchen. Dabei würde Geld nicht unbedingt eine so gravierende Rolle spielen wie das früher der Fall war. Denn der Vater verdient gut, und man selbst braucht kaum eine Stunde mal seine Finger zu rühren — schon hat man in unserer arbeitskräftearmen Zeit selber etwas dazu verdient. Tja, man müßte ...

Die Jungen und Mädchen, die heute um die siebzehn sind, genießen nicht nur die natürlichen Vorteile, die jede Jugend genießt. Sie leben darüber hinaus in einer überaus jugendfreundlichen Zeit. Eltern, Betrieb, Schule und nicht zuletzt der Staat wetteifern geradezu, hilfreich zur Hand zu sein, wenn sich eine Hürde im täglichen Leben oder eine Hürde vor dem Aufstieg zeigt. Aber das ist kein Grund zur Trauer für die „Dreißiger“ und darüber. Hoffen wir lieber, daß es der Jugend von übermorgen immer noch ein wenig besser gehen möge als der Jugend von heute. Denn dann werden hoffentlich trotz der jetzt so beneidenswerten Zeit auch unsere heutigen Teenager einmal sagen müssen: Tja, man müßte noch mal siebzehn sein!



Foto: Horst H. Baumann

Der Melancholiker

Es war an einem nebelgrauen Dezembertage des Jahres 1665. Da klopfte es an die Tür des damals in Paris außergewöhnlich beliebten Arztes Doktor Adam Dupont, und es trat gleich darauf ein Herr ein, der sich mit großem Anstand bewegte, aber unbeschreiblich traurig war.

Aus seinem edlen Auge sprach ein Schmerz, der wahrhaft erschütternd wirkte und den erfahrenen Arzt auch sofort die Außerordentlichkeit des Falles erkennen ließ.

„Monsieur le docteur“, begann der Kranke, „ich leide an einer Schwermut, die mich ganz und gar niederdrückt und mir jede Arbeit zur Qual macht. Bitte helfen Sie mir!“

Der Arzt sah den Patienten eine Weile scharf an.

Dann sagte er: „Sie müssen wahrscheinlich besser für die Ernährung Ihrer Nerven sorgen. Essen und trinken Sie so gut wie möglich!“

„O“, erwiderte der Kranke, „ich esse das Beste vom Besten und trinke die erlesensten Weine. Daran fehlt es nicht. Können Sie mir keinen zweckmäßigeren Ratschlag geben?“

Doktor Adam Dupont überlegte eine Weile, dann sprach er: „Wenn Sie gegessen haben, legen Sie sich am besten eine Stunde ins Bett und versuchen zu schlafen, damit die Verdauung ungestört vonstatten gehen kann. Dann aber müssen Sie aufstehen und in den Wäldern der Umgegend von Paris Erholung suchen. Das wird Ihren Nerven wohl-tun und Ihre Schwermut beseitigen.“

„Lieber, verehrter Herr Doktor“, entgegnete der Melancholiker, „alles, was Sie mir empfohlen, tue ich bereits. Aber bisher hat nichts geholfen. Sagen Sie mir bitte, um Gottes willen, wie kann ich meine unglückselige Schwermut loswerden?“

Doktor Dupont war im Augenblick ratlos. Lange sah er in das schöne, ausdrucksvolle Auge des bei ihm Hilfe Suchenden.

Der Kranke machte schon Anstalten, wieder zu gehen.

Da rief der Arzt plötzlich: „Halt, mein Lieber, jetzt habe ich das Rezept, das Ihnen helfen wird.“

Die Züge des Melancholikers hellten sich freudig auf und erwartungsvoll heftete sich sein Blick auf die Lippen des Arztes.

Dieser begann: „Heute abend wird in

Zeitgenössische

Keine Zeit kennt restlos ihr Gesicht. Dieses Wort gilt nicht nur für politisch-gesellschaftliche Entwicklungen, sondern auch für den Bereich der Künste. Denn auch die Kunstgeschichte kennt eine Reihe so krasser, zeitgenössischer Fehlurteile, daß es sich einmal verlohnt, einige davon zu zitieren.

So sagte Michelangelo ziemlich bissig über Tizian, er würde der größte Maler der Welt sein, wenn er nur zeichnen könnte! Lairesse warnte einen Schüler vor Rembrandt, er solle nicht malen wie jener, „so daß die Farbe wie Dreck von der Leinwand herunterläuft“.

Der alte Shadow bezeichnete Menzels Bilder als „elende Kritzeleien“, und Menzel sagte nicht minder grob über ein Bild Liebermanns: „Man müßte Ihnen dieses Bild um die Ohren schlagen.“

Aber auch manchen Dichtern erging es nicht besser. Voltaire nannte Shakespeare einen „betrunkenen Wilden“, und der alte Klopstock bezeichnete Schillers herrliches „Lied an die Freude“ glattweg „als das abscheulichste, was man sich denken kann“.

Nicht weniger zahlreich sind die zeitgenössischen Fehlurteile über die Großen im Reich der Töne. Schuberts „Erlkönig“ wollte ein Verleger „nicht einmal geschenkt nehmen“, und sogar ein Brahms bot seine „Ungarischen Tänze“ vergeblich seinem Budapester Verleger an. Noch 1806 schrieb man über Beethovens Leonoren-Ouvertüre: „Alle Musikkenner sind sich darüber einig, daß so etwas Unzusammenhängendes, Grelles, das Ohr Empörendes noch nie in der Musik geschrieben worden ist.“

Auch Wagner mußte sich die böartigsten Deutungen seiner Musik gefallen lassen. Seine Tannhäuser-Ouvertüre wurde als „Kaffeemühlen- und Teekannenmusik“ geschmäht, sein „Ring der Nibelungen“ als „Zirkuskomödie“ bezeichnet und der damals allmächtige Generalintendant Hülsen ereiferte sich: „Warum muß ich mit diesem Kerl zu-

Durch den Tod gingen von uns:

Heinrich Krauthausen

Pensionär
früher Platzbetriebe Oberbilk

26. 10. 1961 Werk Oberbilk

Wilhelm Schang

Pensionär
früher Ofenmann in der Warmzieherei

28. 10. 1961 Werk Reisholz

August Skeip

Pensionär
früher Rohrschlangen

28. 10. 1961 Werk Reisholz

Heinrich Klein

Pensionär
früher Presserei

31. 10. 1961 Werk Reisholz

Der Melancholiker

Es war an einem nebelgrauen Dezembertage des Jahres 1665. Da klopfte es an die Tür des damals in Paris außergewöhnlich beliebten Arztes Doktor Adam Dupont, und es trat gleich darauf ein Herr ein, der sich mit großem Anstand bewegte, aber unbeschreiblich traurig war.

Aus seinem edlen Auge sprach ein Schmerz, der wahrhaft erschütternd wirkte und den erfahrenen Arzt auch sofort die Außerordentlichkeit des Falles erkennen ließ.

„Monsieur le docteur“, begann der Kranke, „ich leide an einer Schwermut, die mich ganz und gar niederdrückt und mir jede Arbeit zur Qual macht. Bitte helfen Sie mir!“

Der Arzt sah den Patienten eine Weile scharf an.

Dann sagte er: „Sie müssen wahrscheinlich besser für die Ernährung Ihrer Nerven sorgen. Essen und trinken Sie so gut wie möglich!“

„O“, erwiderte der Kranke, „ich esse das Beste vom Besten und trinke die erlesensten Weine. Daran fehlt es nicht. Können Sie mir keinen zweckmäßigeren Ratschlag geben?“

Doktor Adam Dupont überlegte eine Weile, dann sprach er: „Wenn Sie gegessen haben, legen Sie sich am besten eine Stunde ins Bett und versuchen zu schlafen, damit die Verdauung ungestört vonstatten gehen kann. Dann aber müssen Sie aufstehen und in den Wäldern der Umgegend von Paris Erholung suchen. Das wird Ihren Nerven wohl-tun und Ihre Schwermut beseitigen.“

„Lieber, verehrter Herr Doktor“, entgegnete der Melancholiker, „alles, was Sie mir empfohlen, tue ich bereits. Aber bisher hat nichts geholfen. Sagen Sie mir bitte, um Gottes willen, wie kann ich meine unglückselige Schwermut loswerden?“

Doktor Dupont war im Augenblick ratlos. Lange sah er in das schöne, ausdrucksvolle Auge des bei ihm Hilfe Suchenden.

Der Kranke machte schon Anstalten, wieder zu gehen.

Da rief der Arzt plötzlich: „Halt, mein Lieber, jetzt habe ich das Rezept, das Ihnen helfen wird.“

Die Züge des Melancholikers hellten sich freudig auf und erwartungsvoll heftete sich sein Blick auf die Lippen des Arztes.

Dieser begann: „Heute abend wird in

der Comédie „Der Geizige“ von Molière gegeben. Ich sage Ihnen, das ist ein Stück! Ganz Paris schüttelt sich vor Lachen. Nein, wer hier nicht mitlacht, dem ist nicht zu helfen. Kommen Sie mit mir heute abend! Unser großer Molière wird Sie mit seinem Genie gesund machen. Kommen Sie!“

Doch der Kranke schüttelte nur traurig den Kopf.

Aber Doktor Adam Dupont gab nicht nach: „Glauben Sie mir, wenn Sie heute abend unseren Molière in der Hauptrolle seines Stückes „Der Geizige“ sehen, so sind Sie morgen gesund. Nichts wird Ihnen mehr fehlen, Sie werden sich gesund gelacht haben.“

Da hob der Melancholiker seinen Kopf, sah den Arzt lange an und sprach, nachdem er einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte: „Ich bin Molière.“

Zeitgenössische Fehltritte

Keine Zeit kennt restlos ihr Gesicht. Dieses Wort gilt nicht nur für politisch-gesellschaftliche Entwicklungen, sondern auch für den Bereich der Künste. Denn auch die Kunstgeschichte kennt eine Reihe so krasser, zeitgenössischer Fehltritte, daß es sich einmal lohnt, einige davon zu zitieren.

So sagte Michelangelo ziemlich bissig über Tizian, er würde der größte Maler der Welt sein, wenn er nur zeichnen könnte! Lairese warnte einen Schüler vor Rembrandt, er solle nicht malen wie jener, „so daß die Farbe wie Dreck von der Leinwand herunterläuft“.

Der alte Shadow bezeichnete Menzels Bilder als „elende Kritzeleien“, und Menzel sagte nicht minder grob über ein Bild Liebermanns: „Man müßte Ihnen dieses Bild um die Ohren schlagen.“

Aber auch manchen Dichtern erging es nicht besser. Voltaire nannte Shakespeare einen „betrunkenen Wilden“, und der alte Klopstock bezeichnete Schillers herrliches „Lied an die Freude“ glattweg „als das abscheulichste, was man sich denken kann“.

Nicht weniger zahlreich sind die zeitgenössischen Fehltritte über die Großen im Reich der Töne. Schuberts „Erlkönig“ wollte ein Verleger „nicht einmal geschenkt nehmen“, und sogar ein Brahms bot seine „Ungarischen Tänze“ vergeblich seinem Budapest Verleger an. Noch 1806 schrieb man über Beethovens Leonoren-Ouvertüre: „Alle Musikkenner sind sich darüber einig, daß so etwas Unzusammenhängendes, Grelles, das Ohr Empörendes noch nie in der Musik geschrieben worden ist.“

Auch Wagner mußte sich die bösesten Deutungen seiner Musik gefallen lassen. Seine Tannhäuser-Ouvertüre wurde als „Kaffeemühlen- und Teekannenmusik“ geschmäht, sein „Ring der Nibelungen“ als „Zirkuskomödie“ bezeichnet und der damals allmächtige Generalintendant Hülsen ereiferte sich: „Warum muß ich mit diesem Kerl zu-

sammen in einem Jahrhundert geboren sein?“

Nun, auch für alle diese geschmähten Meister aus dem Bereich der bildenden Kunst, der Dichtung und der Musik hat das Wort aus dem „Tasso“ Geltung: „Wer nicht den Neid ertragen kann, muß auch den Ruhm nicht wollen.“ Und tröstlich bleibt für alle Zeiten, daß die Nachwelt einen jeden in seine Ehrenrechte einsetzt. Pdwtt.

Spiel mit Trillionen ...

Eine einzige Stubenfliege kann in einem Sommer 720 Millionen Nachkommen erhalten, wenn alle am Leben bleiben. Eine Pflanzenlaus wiegt ein tausendstel Gramm. Theoretisch könnte sie in einem einzigen Sommer hundert Billionen Nachkommen haben; das entspräche einem Gewicht von 20 Millionen Zentnern!

In einer einzigen Mohnkapsel wurden 3000 Samen gezählt. Würden sie alle zu Mohnpflanzen heranreifen, dann ergäbe das schon nach 6 Jahren 2 Quadrillionen Samenkörner ..., mit denen man den ganzen Erdball bis zur Höhe des Montblanc zudecken könnte.

Diese Zahlenbeispiele lassen sich beliebig fortsetzen. Zu unserem Glück ist die Natur selbst besorgt, ein gewisses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten, das der Mensch allerdings durch Eingriffe sehr oft stört. Von den meisten Insekten bleiben gerade so viele Tiere übrig, als zur Erhaltung der Art notwendig sind.

Geradezu phantastisch mutet die Vermehrung der Kleinstlebewesen an. Eine einzige Amöbe, mit bloßem Auge unsichtbar, ist in der Lage, sich durch Selbstteilung so zu vermehren, daß man schon in 5 Jahren zehntausend Erdkugeln mit ihnen füllen könnte! — Zum Glück verschwinden die meisten davon, denn Milliarden Fische leben von diesen Kleinstlebewesen. Pdwtt.

Wichtiges mit wenig Worten

Aus der Personalabteilung:

Ernannt wurde ab 15. Oktober **Dr.-Ing. Clemens Florin** zum Leiter der Qualitätsstelle Reisholz innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt.

Ab 1. November wurde **Ing. Rolf Köchling** als Betriebsassistent für die Rohrwerksaltbetriebe verpflichtet.

Ernannt wurde ab 1. Dezember **Hans Norff** zum Meister für die Elektrische Werkstatt Reisholz.

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

straßenseitig

montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig

montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

werkseitig

montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

am Vortage der Lohnzahlung

jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

täglich, außer mittwochs,

von 10.30 bis 15.30 Uhr;

mittwochs geschlossen

Sozialabteilung Oberbilk

dienstags und donnerstags

12.00 bis 16.00 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags

11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags

12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

mittwochs 13.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags

10.30 bis 12.00 Uhr

dienstags und donnerstags

14.00 bis 15.30 Uhr

Arztsprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags

14.00 bis 15.00 Uhr

dienstags und donnerstags

9.30 bis 12.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr

samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.40 bis 17.00 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

dienstags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags, freitags

11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

die Tankstelle

montags, mittwochs, freitags

6.00 bis 7.40 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

Durch den Tod gingen von uns:

Heinrich Krauthausen

Pensionär
früher Platzbetriebe Oberbilk

26. 10. 1961 Werk Oberbilk

Wilhelm Schang

Pensionär
früher Ofenmann in der Warmzieherei

28. 10. 1961 Werk Reisholz

August Skeip

Pensionär
früher Rohrschlangen

28. 10. 1961 Werk Reisholz

Heinrich Klein

Pensionär
früher Presserei

31. 10. 1961 Werk Reisholz

Die drei dunklen Könige

Er tappte durch die dunkle Vorstadt. Die Häuser standen abgebrochen gegen den Himmel. Der Mond fehlte, und das Pflaster war erschrocken über den späten Schritt. Dann fand er eine alte Planke. Da trat er mit dem Fuß gegen, bis eine Latte morsch aufseufzte und losbrach. Das Holz roch mürbe und süß. Durch die dunkle Vorstadt tappte er zurück. Sterne waren nicht da.

Als er die Tür aufmachte (sie weinte dabei, die Tür), sahen ihm die blaß-blauen Augen seiner Frau entgegen. Sie kamen aus einem müden Gesicht. Ihr Atem hing weiß im Zimmer, so kalt war es. Er beugte sein knöchiges Knie und brach das Holz. Das Holz seufzte. Dann roch es mürbe und süß ringsum. Er hielt sich ein Stück davon unter die Nase. Riecht beinahe wie Kuchen, lachte er leise. Nicht, sagten die Augen der Frau, nicht lachen. Er schläft.

Der Mann legte das süße mürbe Holz in den kleinen Blechofen. Da glomm es auf und warf eine Handvoll warmes Licht durch das Zimmer. Die Frau fiel hell auf ein winziges rundes Gesicht und blieb einen Augenblick. Das Gesicht war erst eine Stunde alt, aber es hatte schon alles, was dazugehört: Ohren, Nase, Mund und Augen. Die Augen mußten groß sein, das konnte man sehen, obgleich sie zu waren. Aber der Mund war offen, und es pustete leise daraus. Nase und Ohren waren rot. Er lebt, dachte die Mutter. Und das kleine Gesicht schlief.

Da sind noch Haferflocken, sagte der Mann. Ja, antwortete die Frau, das ist gut. Es ist kalt. Der Mann nahm noch von dem süßen weichen Holz. Nun hat sie ihr Kind gekriegt und muß frieren, dachte er. Aber er hatte keinen, dem er dafür die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Als er die Ofentür aufmachte, fiel wieder eine Handvoll Licht über das schlafende Gesicht. Die Frau sagte leise: Kuck, wie ein Heiligenschein, siehst du? Heiligenschein! dachte er, und er hatte keinen, dem er die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Dann waren welche an der Tür. Wir sahen das Licht, sagten sie, vom Fenster. Wir wollen uns zehn Minuten hinsetzen. Aber wir haben ein Kind, sagte der Mann zu ihnen. Da sagten sie nichts weiter, aber sie kamen doch ins Zimmer, stießen Nebel aus den Nasen und hoben die Füße hoch. Wir sind ganz leise, flüster-ten sie und hoben die Füße hoch. Dann fiel das Licht auf sie. Drei waren es. In drei alten Uniformen. Einer hatte einen Pappkarton, einer

einen Sack. Und der dritte hatte keine Hände. Erfroren, sagte er, und hielt die Stümpfe hoch. Dann drehte er dem Mann die Manteltasche hin. Daßak war darin und dünnes Papier. Sie drehen Zigaretten. Aber die Frau sagte: Nicht, das Kind.

Da gingen die vier vor die Tür und ihre Zigaretten waren vier Punkte in der Nacht. Der eine hatte dicke umwickelte Füße. Er nahm ein Stück Holz aus einem Sack. Ein Esel, sagte er, ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind. Das sagte er und gab es dem Mann. Was ist mit den Füßen, fragte der Mann. Wasser, sagte der Eselschäntzer, vom Hunger. Und der andere: der dritte? fragte der Mann und gebühnte im Dunkeln den Esel. Der dritte zitterte in seiner Uniform: Oh, nichts, flüsterte er, das sind nur die Nerven. Man hat eben zuviel Angst gehabt. Dann traten sie die Zigaretten aus und gingen wieder hinein.

Sie hoben die Füße hoch und sahen auf das kleine schlafende Gesicht. Der Zitternde nahm aus seinem Pappkarton zwei gelbe Bombons und sagte dazu: Für die Frau sind die.

Die Frau machte die blassen blauen

Augen weit auf, als sie die drei dunklen über das Kind gebogen sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, daß die drei dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen. Hier nickten sie noch mal, dann gingen sie in die Nacht hinein.

Der Mann sah ihnen nach. Sonderbare Heilige, sagte er zu seiner Frau. Dann machte er die Tür zu. Schöne Heilige sind das, brummte er und sah nach den Haferflocken. Aber er hatte kein Gesicht für seine Fäuste.

Aber das Kind hat geschrien, flüsterte die Frau, ganz stark hat es geschrien. Da sind sie gegangen. Kuck mal, wie lebendig es ist, sagte sie stolz. Das Gesicht machte den Mund auf und schrie. Weint er? fragte der Mann. Nein, ich glaube, er lacht, antwortete die Frau.

Beinahe wie Kuchen, sagte der Mann und roch an dem Holz, wie Kuchen. Ganz süß.

Heute ist es noch Weihnachten, sagte die Frau.

Ja, Weihnachten, brummte er, und vom Ofen her fiel ein Handvoll Licht hell auf das kleine schlafende Gesicht.

